Hoppe fec

Das geöffnete Schreibepult

zum Unterrichte und Vergnügen junger Personen.

Fünftes Bändchen enthält:

Besuch von Einer Woche

oder

Winke

zum nützlichen Gebrauch der Zeit, in Erzählungen und Unterhaltungen aus der Natur- und Sittengeschichte für die Jugend.

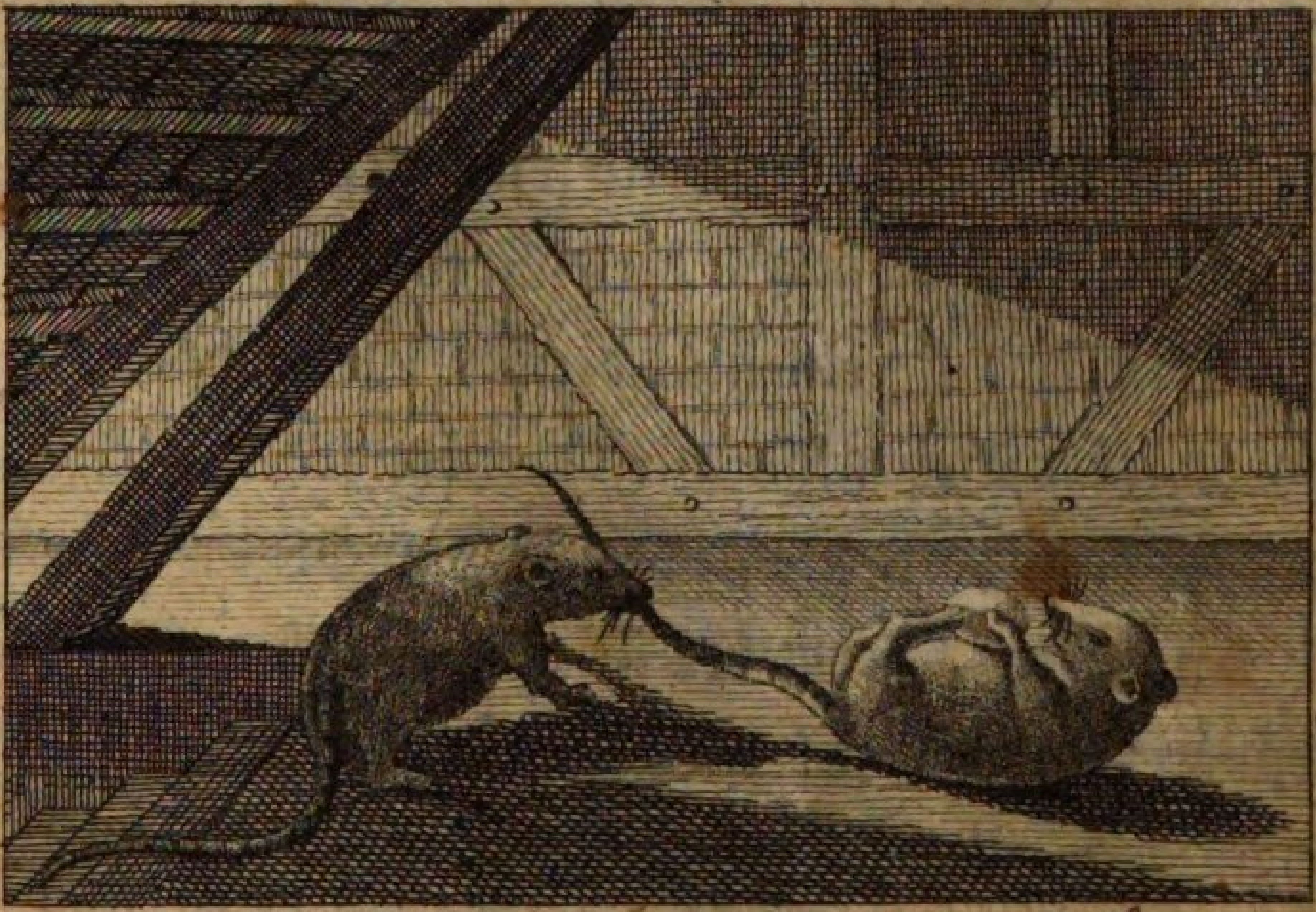
Zweytes Bändchen.

Aus dem Englischen übersetzt.

Mit Kupfern.

Leipzig 1799,
bey Heinrich Gräff.

Besuch auf eine Woche.



Da wir einmal von dem verderblichen Mäusegeschlechte reden, so muß ich doch euch auch etwas von der Klugheit dieser Thiere erzählen. Ich weiß ein Beyspiel, daß sie Eyer aus dem dritten Stockwerke eines Hauses bis unten hinunter, ohne eines zu zerbrechen, geschleppt haben, und darf an der Wahrheit der Geschichte nicht zweifeln, da ich es aus dem Munde einer wahrhaften Freundin habe.

William. Aber wie ist das in aller Welt möglich?

M. Mills. Die Art, wie sie sich dabey benommen, kann ich euch freylich nicht beschreiben. Genug, diese Freundin hatte zu der Zeit, wo sie einen Ueberfluß daran hatten, sie in einer Bodenkammer in einem irdenen Topfe aufbewahret. Als sie dieselben nachher wieder holen wollte, vermißte sie einen großen Theil davon; gleichwohl war keines davon weggenommen worden. Man hielt es für unmöglich, daß es die Ratten konnten weggetragen haben. Der Erfolg aber zeigte, daß dem wirklich also war: bey genauem Nachsuchen fanden sich die Eyer theils noch ganz, theils in ausgesogenen Schalen, in Löchern, die die Ratten in die Erde gegraben hatten.

Clärchen. Wie brachten sie sie aber fort? Herab rollen konnten sie sie nicht, weil sie sonst unfehlbar würden zerbrochen seyn.

M. Mills. Ja, das weiß ich selbst nicht.

William. Mir fällt ein, daß mir der Papa von einem seiner Freunde erzählt, der

Flasche, und gab ihm dann der dritten, das Oel abzulecken: dieß trieben sie denn wechselsweise eine nach der andern, und ließen sichs wohl schmecken, bis ihr Schwanz das Oel nicht mehr erreichen konnte.

Clara. Ist aber auch die Geschichte wahr?

M. Mills. Wie kann ich daran zweifeln, da ich sie aus dem Munde eines sehr wahrhaften Augenzeugen gehöret habe.

William. Nach dem, was ich von der Katze und der Henne gesehen habe, will ich es gern glauben, weil es Alles übertrifft, da ihre Natur so sehr zu widersprechen scheint.

M. Mills. Ein Umstand begünstiget die Sache, wenn Ihr anders darauf gehöret habt, daß die Katze vorher Junge geworfen, die ihr waren weggenommen worden. Der Naturtrieb für die Erhaltung derselben erwachte; sie trug also ihre Neigung auf das Küchlein über, wo es ebenfalls thätig ward. —

Mistreß Mills beurlaubte sich nun mit ihren jungen Freunden von ihrer gefälligen Wirthin, die außerordentlich viel Vergnügen auf dieser Meyerey fanden. Besonders wohl gefiel Clärchen die Heiterkeit und Zufriedenheit der Inhaber, ungeachtet sie so vieler Dinge entbehren mußte, die sie selbst wenig Tage vorher zur menschlichen Glückseligkeit für so unentbehrlich gehalten hatte.

Nach der Mittagsmahlzeit fragte Mad. Mills ihre Gästchen, womit sie sich die Zeit bis zu ihrem Abendspatziergange vertreiben wollten: ob mit ihrem Pianoforte, oder einem angenehmen Buche, oder mit ihrem kleinen Gemäldecabinette, worinnen einige interessante Stücke wären.

Sie wählten das Letzte: denn so oft sie es gleich schon durchgelaufen waren, so war es doch ohne alle Aufmerksamkeit geschehen. Die Sache war also für sie was Neues und Mistreß Mills machte es doppelt unterhaltend für sie, indem sie ihnen theils die Schönhei-

ten jeder Schilderey zeigte, theils ihnen den Inhalt erklärte. „Diese reitzende Figur, sagte sie von einer die zur rechten Hand hieng, stellt den Mahomed Akbar, Kayser von Indostan, vor. Er wird von den Geschichtschreibern seines Landes als ein Mann von vielen Tugenden beschrieben: doch erscheint er in einer Handlung mit seinem Minister Byram vorzüglich liebenswürdig, die Ihr hier vorgestellt seht. Byram, dem Akbars Vater größtentheils seine Erhebung zum Throne verdankte, von dem er durch die Verrätherey seiner Brüder war ausgeschlossen worden, ward während der Minderjährigkeit des Akbar zum Regenten des Reichs gewählet, der, ob er gleich, als er den Thron bestieg, nur vierzehn Jahr alt war, doch einen frühzeitigen Beweis seiner Weisheit und seines Vertrauens auf diesen großen Mann gab: denn da er sein Reich in gefährliche Kriege verwickelt fand, rufte er Byram zu sich, und redete ihn unter dem Titel eines edlen Baba an, welches so viel als Vater

heißt, mit der Erklärung, daß er sein ganzes Vertrauen auf ihn setzen und alle den Maasregeln folgen wolle, die er für die Erhaltung und Vertheidigung seines Reichs nehmen würde; zu gleicher Zeit versicherte er ihn auf das feyerlichste, daß er auf keine boshaften Winke achten würde, die von seinen Feinden ihm zum Nachtheil könnten gegeben werden.

Dieses kluge Betragen des jungen Kaysers mußte ihm nothwendig die ganze Zuneigung Byrams gewinnen, durch dessen Eifer er auch ganz ruhig den Thron bestieg und sein Reich im blühenden Wohlstande erhielt. Inzwischen, obgleich Byram ein geschickter Staatsmann und ein erfahrner Krieger war, so war er doch dabey ein wenig argwöhnisch und rachsüchtig. Jede Gunstbezeigung, womit er einen Andern von seinem Herrn beehret sah, machte ihn eifersüchtig, und er glaubte dadurch Etwas von dessen Zuneigung zu sich verloren zu haben. Auf der andern Seite war der König über einige zu harte und unbillige Handlungen, die er aus eigner

Macht verübt hatte, aufgebracht, ob er ihn gleich sehr hoch schätzte, und hielt daher für rathsam, die Zügel selbst zu ergreifen und ihn seiner Regentschaft zu entlassen.

Dieß beleidigte Byram so sehr, daß er seiner Pflicht vergaß, und ein Heer sammelte, in der Absicht, einen Theil des Reichs an sich zu bringen und ein eigenes zu stiften. Als der Kayser von seinem Vorhaben hörte, schickte er Truppen aus, den Aufruhr zu dämpfen. Es erfolgte eine Schlacht zum Nachtheile Byrams, wo verschiedene seiner besten Offiziere getödtet wurden und er selbst in die Gebürge flüchten mußte. Hier gerieth er in das äußerste Elend, so daß er sich endlich gedrungen sah, einen seiner Sklaven an den Kayser zu schicken, seine traurige Lage vorzustellen und ihn um Verzeihung und Mitleid anzuflehen.

Bey dieser Gelegenheit zeigte sich nun der Charakter des jungen Monarchen in vollem Glanze. Sogleich sandte er einen seiner Om-

rahs ab, den Byram an seinen Hof zu holen; und damit es ihm an keinem Kennzeichen der Gnade und der Ehre fehlen möchte, so wurden eine Menge Offiziere ihm zu dessen Einholung mitgegeben. Als er vor dem Kayser erschien, hieng er seinen Turban um den Hals, zum Zeichen seiner Unterwerfung, und warf sich am Fuße des Thrones auf die Erde. Akbar stund unverzüglich auf, stellte ihn in seinen vorigen Posten, an die Spitze der Omrahs, und ließ ihm, als ein besondres Merkmal der Ehre, ein kostbares Kleid reichen. „Liebt Byram," sagte der junge edelmüthige Kayser, „das kriegerische Leben, so soll er die Statthalterschaft von Calpe und Cheideri haben, wo er Gelegenheit findet, seinen kriegerischen Geist zu äußern: will er am Hofe bleiben, so soll es dem Wohlthäter meines Hauses an Gunstbezeigungen nicht fehlen; will er sich der Andacht überlassen und eine Reise nach Mecca thun, so kann er auf eine seiner Würde, gemäße Begleitung rechnen."

Byram versetzte: „Das kaiserliche Vertrauen muß sich nothwendig vermindert, ja ganz verloren haben; warum sollte ich also am Hofe bleiben? Die Gnade des Monarchen gnüget mir, und durch seine Vergebung meiner letzten Verbrechen bin ich für meine vorhergehenden Dienste mehr, als zu belohnt. Der unglückliche Byram möge also sein Gesicht von dieser Welt nach einer andern kehren, und seine Pilgerschaft nach Mecca antreten!" — Der Kayser willigte in seine Forderung, entließ ihn, und setzte ihn zu Behauptung seiner Würde einen jährlichen Gehalt von 50000 Rupieen aus. Indessen genoß Byram nicht dieser Güte seines Herrn; denn er ward unterweges meuchelmörderischer Weise von einem Jünglinge ermordet, dessen Vater er in einer Schlacht erlegt hatte. —

Die jungen Leute dankten ihrer Base für diese angenehme Erläuterung und bewunderten das edelmüthige Betragen des jungen Monarchen.

Besonders gefiel der Mistreß Mills der Ausdruck: daß es dem Wohlthäter seines Hauses an keiner Gunstbezeigung fehlen solle, weil er ihm dadurch die Bitterkeit seiner Gewissensvorwürfe versüßen und die Last der Verbindlichkeiten, die er ihm auferlegte, mildern wollte: denn unstreitig mußte ihn die seltne Güte seines Herrn noch mehr schmerzen, als seine Reue. Der Maler hat den Charakter der Schaam, des Grams und der Bewunderung sehr lebhaft ausgedrückt, die Byram fühlen mußte, als er sich so großmüthig behandelt sah: so wie auf der andern Seite das großmüthige Mitleid in den Gesichtszügen des jungen Monarchen sehr glücklich ausgedrückt ist, indem er den, vor ihm liegenden Minister auf- und zu seiner vorigen Würde erhebt. — Doch da wir einmal von Indostans Helden sprechen, so bemerkt, das gegenüber stehende Bild, wo die Hauptfigur eine Königin von Gurat, Namens Durgetti,

feht, die wegen ihrer Schönheit und großen Eigenschaften berühmt ist.

Der Umfang von Durgettis Herrschaft war zwar nicht sehr groß: allein so bebaut, daß er mehr als 70 wohl bevölkerte Städte und Dörfer umfaßte. Asaph, der Statthalter einer benachbarten Provinz, gelockt durch den Reichthum dieses kleinen Gebietes, griff sie feindlich an. Die Königin mit einer gleichen Anzahl von Truppen setzte sich in Vertheidigungsstand. Sie führte ihre Truppen selbst zur Schlacht, wie Ihr sie hier von dem Künstler vorgestellt seht, in einen Waffenrock gekleidet, in dem Thürmchen auf einem Elephanten, Bogen und Köcher ihr zur Seite und eine Lanze in ihrer Hand. Im Ganzen waren ihre Truppen sehr wenig mit dem Kriege bekannt: allein das edle Beyspiel ihrer Königin und die Liebe für ihr Ländchen begeisterte sie, und sie schlugen den Feind mit solcher Wuth zurück, daß er 600 Reuter auf dem Platze ließ und auf

der Flucht noch eine große Niederlage erlitt. Da sie die Nacht übereilte, hielt sie mit ihrem Heere stille, und bereitete sich den Feind Tages darauf wieder anzugreifen, ehe er sich von der Bestürzung erholte. Ihre Minister und Feldherrn aber widersetzten sich, und drangen in sie, auf das Schlachtfeld zurück zu kehren und ihre Freunde zu begraben. Ungern gehorchte die Königin, und nachdem dieß geschehen war, drang sie aufs neue in ihre Heerführer, des Moguls Lager zu stürmen. Diesen aber fehlte es an Muth und Klugheit: vergebens glaubten sie, der Feind würde das Land von selbst räumen, und verweigerten ihre tapfere Königin zu unterstützen. Zum Unglücke erfolgte aber, was diese vorher sah. Asaph griff sie den nächsten Morgen mit seinem schweren Geschütze an, das er Tages vorher wegen der üblen Wege zurückgelassen hatte. Die Königin besetzte auf seine Annäherung einen engen Paß: er schlug sich aber durch und öffnete sich den Weg zu einer Ebene, wo das

Heer in Schlachtordnung stund. Prinz Biar, der Königin Sohn, ein hoffnungsvoller Jüngling, that Wunder der Tapferkeit: ward aber verwundet, und verlor so viel Blut, daß ihn seine Mutter, die vor dem Heere auf ihrem Elephanten hielt, als sie ihn vom Pferde fallen sah, wegbringen ließ. Der Verlust des Prinzen und vieler andern, jagte dem Ueberreste ein solches Panisches Schrecken ein, daß die unglückliche Königin blos mit 300 Mann noch auf dem Schlachtfelde blieb. Sie behauptete demungeachtet ihren Posten mit gleicher Standhaftigkeit, bis ihr ein Pfeil ins Auge fuhr, und als sie ihn herausziehen wollte, die Spitze abbrach, welche stecken blieb. Zugleich traf sie ein anderer in Nacken, den sie zwar herauszog, aber, da die Natur den Schmerzen unterlag, zu Boden sank. Sie kam inzwischen wieder zu sich, und als ein braver Offizier, der den Elephanten leitete und mit diesem wütenden Thiere eine Menge Feinde zu Boden trat, die Königin vom Schlacht-

selbe zurück bringen wollte, verwarf sie seine Anerbietung.

„Es ist wahr,“ sagte sie, „wir sind im Treffen überwunden, aber nicht im Ehrgefühl! sollen wir, für ein schimpfliches Leben, Ehre und Tugend hingeben, für das wir so muthig gekämpft haben? Beweise mir deinen Dank für die Stelle, zu der ich dich erhoben habe, durch den Dienst deiner Hände, und rette mich durch deinen Dolchstoß von dem Verbrechen eines Selbstmordes.“

Adhar, (so hieß der Offizier,) brach in Thränen aus, und bat, da der Elephant sehr schnell lief, daß er sie nur vom Felde weg, an einen sichern Ort bringen möchte. Da sich mittlerweile die Königin von Feinden umringt fand, bog sie sich plötzlich vorwärts, riß dem Adhar seinen Dolch weg, stieß sich ihn in Busen und starb.

Der Tod der Königin machte Asaphs Sieg vollständig. Wenig Tage darauf belagerte er die Festung Jora, wo alle Schätze dieser edlen

Familie von zehn Geschlechtsfolgen her gesammelt waren. Der junge Prinz, als er nur von seinen Wunden ein wenig genesen war, zeigte sich selbst sehr brav und verlor in Vertheidigung seines Reichs und seiner Freyheit sein Leben.

„Wie Schade," rief William „daß es so ein Ding in der Welt, wie Krieg giebt! wie viel Menschen werden dadurch unglücklich!"

„Bey dem gegenwärtigen Zustande der Dinge," sagte Mad. Mills, „ist er freylich schwer zu vermeiden: aber dann, wenn er gerecht seyn soll, muß er blos zum Schutze für unser Leben, unser Eigenthum und unsre Freyheit geführet werden. Wir verabscheuen denjenigen mit Recht, der von einem unersättlichen Durste nach Reichthum oder Macht getrieben, tausend seiner Mitmenschen für diese Abgötter aufopfert, da sie ihnen so wenig, und aufs höchste ein nur vorübergehendes Vergnügen gewähren! Wie verschieden ist nicht die Art, mit der wir uns für einen Asaph interes-

siren, dessen einziges Augenmerk die Reichthümer des Königreichs Gurat waren, von dem Antheil, den wir an der Königin ihrer Absicht nehmen, die blos die Erhaltung der Unabhängigkeit und des Eigenthums ihrer Unterthanen zur Absicht hatte!"

Clara. Aber that wohl die Königin recht, daß sie sich selbst das Leben nahm?

M. Mills. Keine Frage! Allerdings verdunkelt diese Handlung ihre übrigen großen Eigenschaften. Es ist wahr, die Unwissenheit des Zeitalters und des Landes, worinne sie lebte, wo man es für ruhmwürdiger hielt zu sterben, als eine schimpfliche Gefangenschaft zu erdulden, würden sie entschuldigen können, wenn sie nicht durch die Aufforderung an den Offizier, sie mit dem Stoße seines Dolches von dem Verbrechen des Selbstmordes zu retten, einen Beweis gegeben, daß sie nicht aus Unwissenheit irrte. Inzwischen gebühret ihrer Tapferkeit und Großmuth das Lob, das sie demungeachtet verdienet.

Mad. Mills zeigte ihnen noch andre Gemälde, die sie ihnen unter mancherley angenehmen Anekdoten erklärte. „Dies, sagte sie, ist Alfred, einer der Brittischen Könige, der in der Verkleidung eines Harfenspielers im Dänischen Lager erscheint. Die Dänen hatten sich nämlich seines Reichs bemächtiget. Er bediente sich also dieser List, sich von ihrer Lage und ihren Entwürfen zu unterrichten."

William. War es nicht Alfred, der England zuerst in Grafschaften theilte?

M. Mills. Ganz recht. Durch die langen Kriege waren solche Unordnungen im Reiche eingerissen, daß alles voll Herumstreicher war, die nirgends zu Hause waren: daher überall Unheil stifteten; und an keinem Orte durch die beständige Veränderung des Wohnplatzes zur Rechenschaft konnten gezogen werden. Alfred theilte also die ganze Insel in größere und kleinere Abtheilungen, wo sie sich ansiedeln mußten. Jedem wurde eine angewiesen, sonst ward er als ein Landstreicher

angesehen, und lief er davon und machte üble Streiche, so mußte der Hausbesitzer dafür haften.

William. Eine sehr weise Verordnung! Alfred mußte also ein sehr großer König seyn.

M. Mills. Er war nicht nur ein großer König, sondern auch ein sehr guter Mensch, wie ihn alle Geschichtschreiber schildern, hauptsächlich, wenn wir die Zeiten, worin er lebte, beherzigen. Er schützte sein Land durch seine kriegerischen Anstalten, bildete es durch Künste, und gab zum Heil seines Volks viel vortreffliche Gesetze und war der fünfte König aus Sächsischem Stamme.

„Jenes Gemälde," fuhr Mistreß Mills fort, indem sie auf eine Schilderey rechter Hand zeigte, „ist eine Vorstellung von Gibraltar, das durch die Engländer den Spaniern unter der Regierung der Königin Anna abgenommen und in dem letzten Amerikanischen Kriege von dem General Elliot, nachmaligem Lord Heathfield, so tapfer vertheidiget ward."

„Das nächste Stück verdienet neue Aufmerksamkeit nicht nur wegen der meisterhaften Behandlung, sondern auch wegen des nützlichen Inhalts. Die Hauptfigur ist der König Richard der Zweyte, der durch seine Gegenwart des Geistes, sein und aller seiner Anhänger Leben rettete. Seine Regierung war durch mancherley bürgerliche Empörungen unruhig: unter andern durch einen Aufstand des gemeinen Pöbels wegen einer neuen Auflage, der von einem Schmidt, Namens Vat Tyler, angeführet ward. Dieser Aufruhr wurde so furchtbar, daß man es für rathsam hielt, sich auf einen Vergleich einzulassen. Da aber die Empörer alle Bedingungen verwarfen, schlug der König eine Unterredung mit ihrem Anführer vor, die auch in Smithfield statt fand. Bey dieser aber brachte die Unverschämtheit Tylers, der seinen Dolch mit einer gebietrischen Miene schwang, den Sir Thomas Walworth, Mayor von London, so auf, indem er glaubte, er habe den Vorsatz, den

König zu ermorden, daß er ihm mit seinem Stabe vor den Kopf schlug und ein anderer von des Königs Leuten ihn durch den Leib stieß. Als die Rebellen ihren Anführer fallen sahen, rüsteten sie sich sogleich zur Rache und spannten ihre Bogen. Der König, damals kaum sechszehn Jahr alt, ritt sogleich auf sie zu, und rief ihnen mit entschlossener Stimme zu: „Warum, Freunde, wollt Ihr euren König tödten? Thut euch der Verlust eines Verräthers so weh? Ich will selbst euer Anführer seyn und Euch Alles gewähren, was Ihr nur Vernünftiges verlangen könnt!"

Der Edelmuth des jungen Königes machte einen so großen Eindruck auf das Volk, daß sie ihren ersten Vorsatz änderten, ihm blindlings folgten und ihre Waffen niederlegten."

Clärchen bezeigte ihre Verwunderung über die große Gegenwart des Geistes und konnte es nicht begreifen, daß, da ihr ihre Aufseherin die Englische Geschichte vorgelesen, ihr solche

interessante Dinge nicht zu Gemüthe geführet worden: gestund aber auch ihre wenige Aufmerksamkeit, da sie die Geschichte sonst für trokken und für wenig interessant gehalten habe: erkannte aber itzt ihren Irrthum durch ihre Ueberzeugung vom Gegentheile.

Sie betrachteten noch ein paar andre Stücke, den Regulus mit den Karthaginensischen Gesandten, vor dem Römischen Senat, bey dem er für Karthago den Frieden auswirken sollte, und den Mucius Scävola in einer gleichen Angelegenheit bey dem Porsenna, Könige der Etrusker. William, der die Römische Geschichte in seiner Schule gehört hatte, freute sich nicht wenig, daß er seiner Schwester das unedle Betragen der Karthaginenser gegen den braven Regulus im Gegensatze mit des Porsenna seinem, der Länge nach erzählen konnte, und so hatten sie beynahe drey Stunden verplaudert. — Kaum konnte Clärchen begreifen, wie die Zeit so geschwind bey einer solchen Unterhaltung, die ihr sonst so unschmack-

haft geschienen, verstrichen war. Mistriß Mills aber belehrte sie, daß der Müßiggang allein Langeweile verursache.

Sie verließen nun das Kabinet, tranken ihren Thee, und traten ihren Spatziergang an. Madame Mills besuchte unterweges einige arme Landleute, die ihres Beystandes benöthiget waren, und wie freute sie sich, als sie das Vergnügen bemerkte, mit dem Clärchen und ihr Bruder freywillig ihre Beutelchen öffneten, und das Glück wohl zu thun, lebhaft zu fühlen schienen.

Bey ihrer Rückkehr machte Mad. Mills ihnen Hoffnung, sie nächsten Morgen ungefähr dreyviertel Stunden weit von ihr zu einem Herrn zu führen, der eine artige Vogelsammlung besitze: und ob er gleich itzt in London sey, doch jedermann den Zutritt erlaube.

Zum Unglücke fiel ein starker Regen ein. Clärchen, so sehr sie mit ihrer Tante Unterhaltung zufrieden war, hatte es doch nicht in ihrer Philosophie so weit gebracht, daß sie die

fehlgeschlagene Hoffnung nicht in eine üble Laune hätte versetzen sollen. Sie suchte es zwar ihrer Tante zu verbergen, guckte aber während des Frühstücks beständig nach dem Himmel, um zu sehen, ob sich die Wolken nicht verziehen würden, und gab auf nichts Acht, was diese sagte, bis diese bemerkte, wie nöthig es für junge Leute sey, dergleichen Zufälle, die einen Strich durch unsre Rechnung machten, mit Gleichmüthigkeit zu ertragen. Sie setzte hinzu, daß sie doch hoffe, ihnen die Zeit auf eine Art zu vertreiben, daß sie das Vogelkabinet für heute vergessen würden, indem sie ihnen ihre Indische Conchilien zeigen wollte. Wie angenehm erstaunten sie, als sie ihnen hier die schönsten Muscheln, nach ihren Classen auf das beste geordnet, vorzeigte. Sie unterhielt sie also auf das angenehmste von den seltnen Geschlechtern, die vormals diese mannichfaltigen Häuser bewohnten, und machte sie besonders auf einige aufmerksam, die sich durch einen oder andern Umstand auszeichne-

ten: dergleichen war die Purpurschnecke und und die Perlenschnecke: von der ersten erzählte sie ihnen, daß sie auf ihrem Rücken ein kleines gefaltetes Häutchen, oder Säckchen habe, das einen weißen Saft enthielt, wodurch man der Wolle eine tiefe, unauslöschliche Purpurfarbe giebt, die man für dieselbe hält, die bey den Alten in so hohen Ehren war: sie setzte aber hinzu, daß dieses Safts so wenig ist, daß eine ungeheure Menge dazu nöthig sey, um nur ein Stück Zeug zu färben; daher auch die Alten einen so hohen Preis auf den Tyrischen Purpur setzten, weil vermuthlich die Einwohner von Tyrus sich dessen zuerst bedienten.

Bey der Perlmuschel zeigte sie ihnen, wie sie die Neger aus der Tiefe holten, um sich der Perlen zu bemächtigen, die in dem Körper und der schönen Muschelschale enthalten wäre.

Da sie sich hier ein Weilchen belustiget, schloß Mad. Mills eine gegenüberstehende Thüre eines Wandschranks auf, der andere vermischte Naturseltenheiten enthielt.

Clärchens Augen zog sogleich der Amerikanische Colibri auf sich, der, ob er gleich getrocknet war, doch noch einen großen Theil seiner natürlichen Schönheit enthielt. Mit Entzücken bewunderte sie seine glänzenden Farben bey seiner Kleinheit. „O! rief sie, welch ein schönes kleines Geschöpf! So klein es ist, so sind doch Federn, Flügel, Füße, alles so ausgebildet, als der größten Vögel ihre: ich möchte schon so einen lebendig sehen!“

In Amerika, sagte Mad. Mills, fliegen solche Colibrichen von verschiedenen Arten auf den Blumen umher, woraus sie ihre Nahrung, den Honig, ziehen, daher man sie auch Honigsauger nennt. Die Bewegung ihrer Flügel ist so schnell, daß sie ein lautes Gesumse damit machen: die Engländer nennen ihn daher den Summvogel.

William. Ich dächte es sey unmöglich, daß er sich von Beeren oder Gesämen sollte ernähren können, wie andere Vögel, da

sein Schnäbelchen nicht größer, als eine feine Nadelspitze ist!

M. Mills. Und so klein er auch ist, macht er sich doch größern Vögeln furchtbar, hauptsächlich einer Art von Spechten, die nach den jungen Colibris, wann sie noch im Neste sind, geht; so bald er aber die Mutter erblickt, davon fliegt. Diese verfolgt ihn dann auf dem Fluge, hängt sich mit ihren Krällchen unter seinem Flügel an, durchboret ihn mit seinem spitzen Schnabel, bis ihm alle Kraft benommen ist. — Hier ist das Nest eines solchen Colibri, — habt Ihr es in Augenschein genommen?

William. Ey! wirklich, ein Nest in Miniatur! und — so wahr ich lebe! zwey kleine Eyer, nicht größer, als eine kleine Bohne! O die kleine Brut möchte ich sehen, wenn sie erst ausgekrochen ist!

M. Mills. Da sollen sie ungefähr, wie eine große blaue Fliege seyn.

William. Das wär ja wohl der Mühe werth, eine Reise nach Amerika zu machen!

M. Mills. Und auch vielleicht auf die Küste von Guiana, wo es Rehe von der Größe eines jungen Kätzchens geben soll. — William konnte solches nicht glauben. Seine Tante zeigte ihm aber eine Keule, als einen gewöhnlichen Artikel in den Kabinettern von Naturseltenheiten, und versicherte ihn, Tobacksstopfer davon gesehen zu haben.

Aber, sagte William, indem ihm ein zusammengeschrumpftes, unscheinbares Ding in die Augen fiel: was ist das — und wie kömmt dieß unter die Seltenheiten, die sich hier finden?

Mad. Mills. Es ist ein Blatt, von der großen Pflanze Papyrus, die in Aegypten, nach der Ueberschwemmung des Nils aus dem Schlamme wächst. Von dieser brauchten die Aegypter und Römer einen Theil zu ihrem Papiere. Der mittlere Theil des Stengels ward in verschiedene Blatten geschnitten und

getrennt und auf ein glattes Bret zusammen in Form der Bögen gelegt, und mit Wasser befeuchtet, welches sie in eine Art von Leim auflöset, der in den Poren stack, und zu einem Kleister diente. Diese Bögen wurden dann getrocknet, gepreßt und zum Gebrauch zubereitet. Die Römer vervollkommneten die Verfertigung dieses Papiers in der Folge, schlugen die Blätter mit Hämmern, um sie dünne und weniger porös zu machen, glätteten sie mit Elfenbein und gaben ihnen vermittelst einer Presse einen feinen Glanz. Von dieser Pflanze hat noch unser Papier bis auf den heutigen Tag den Namen. Die Aegypter bedienten sich derselbigen ebenfalls zu Brennholze und zu mancherley Absichten, baueten von der Pflanze selbst kleine Nachen, und machten aus der innern Rinde Segel, Matratzen, Kleider, Bettdecken und Seile; naueten selbst den Saft und verschluckten ihn, als eine große Leckerey. Der innere Werth dieser Pflanze macht sie also schon der Beobachtung würdig.

William. Ich sehe freylich, daß oft der Schein betrügt. — Aber was ist das? — Ich glaube gar ein steinerner Baum.

Mad. Mills. So scheint es: es ist aber eine Versteinerung, oder vielmehr Incrustation. Gewisse Quellen führen kalkartige Partikeln bey sich, die nach und nach in die Poren der Substanz dringen, z. B. einer Pflanze, wie wir hier vor uns sehen, sie mit einer Kruste oder Rinde überziehen, die ihr das Ansehen und die völlige Gestalt einer Pflanze geben, indessen die eingeschlossene Pflanze abstirbt.

Clärchen. Aber sollten solche versteinernde Wasser nicht der Gesundheit schädlich seyn, wenn man davon trinkt?

Mad. Mills. Ich sollte es doch kaum glauben, ob ich gleich mit ihrer physischen Wirkung nicht ganz bekannt bin. Doch, da in der Pflanze selbst keine Versteinerung vorgeht, wo ein Umlauf der Säfte ist, so würde ich auch von dem Getränke eines solchen Wassers,

es wegen des beständigen Umlaufs des Blutes in unserm Körper kaum vermuthen. —

Dieß hier ist die Coralle, von der man sich itzt überzeugt hat, daß es eine ordentliche Pflanze ist, da man sie sonst für eine bloß versteinerte Substanz hielt. Sie wächst mit dem Wipfel unterwärts gekehrt, in kleinen Höhlen oder an dem Vorsprung der Felsen, auf dem Boden der See. An den Aesten sitzen kleine Knöpfchen, die eine Art von Milch enthalten und ein Tippchen, wie Sternchen haben, aus denen, wie man bemerkt, kleine Blüten hervor schießen, die sich aber nach einer kurzen Zeit an freyer Luft zurück ziehen.

Hier schwieg Madame Mills, stund auf und verschloß ihr Cabinet. Das junge Paar bedankte sich für ihre angenehme Unterhaltung. Im Herausgehn blieb Clärchen bey einer schönen Stickerey stehen, die über dem Camin hieng. Diese, sagte Mad. Mills, ist das Werk meiner Pathe, der Miß Leonore Reeves. Ihr verdanke ich die meisten artigen Stücken, die

dieß Zimmer verzieren. Ich müßte mich sehr irren, wenn du sie nicht kennen solltest?

Clärchen. O ja! ich bin zu verschiedenen malen in ihrer Gesellschaft gewesen.

Mad. Mills. So wirst du gewiß mit Vergnügen diese kleinen Proben ihrer Geschicklichkeit betrachten. Niemand, ich bin es überzeugt, kann diese Person sehen, ohne sie zu lieben: denn sie ist höchst liebenswürdig. Clärchen sagte nicht ein Wort dazu. Von Jugend an zur Schmeicheley gewöhnt, hörte sie nicht gern Jemand anders loben. Sie suchte also das Gespräch auf etwas anders zu lenken, und kehrte sich nach einer Landschaft, die gegenüber hieng, bey der sie fragte, welche Gegend es wohl seyn möchte? und bemerkte, daß es ein recht sauberer Kupferstich sey.

Ein Kupferstich? sagte Madame Mills: in der That machst du Lorchen ein großes Kompliment: denn auch dieß ist eine Arbeit ihrer Nadel.

Clärchen war böse auf sich, daß sie ihrer Absicht verfehlt hatte. William aber sagte: ich verstehe zwar nichts von Stickerey: mich däucht aber, das Fruchtstück hier, (indem er auf eines darneben wies,) ist sehr natürlich. Nicht wahr, Schwester? „Nicht übel,“ versetzte Clärchen: „doch däucht mir, es ist mehr das Verdienst des Zeichners, als der Person, die es gestickt hat: die Wirkung kömmt doch nicht auf die Nadel an.“

Mad. Mills. Die Nadel kann keine schlechte Zeichnung gut, oder ein vollkommen Gemälde machen; aber doch viel Schönheit zu einer guten Zeichnung hinzuthun, und in Ansehung derjenigen, die vor uns liegt, besteht hauptsächlich ihre Schönheit in der Nadel. Bemerkt diese Kirschen und Pfirsche, wie bewundernswürdig die Farben in einander verschmolzen, — wie richtig die Schatten angebracht sind, so daß man in Versuchung gerathen könnte, sie vom Korbe wegnehmen zu wollen. Es ist Lorchens Meisterstück und Ihr

müßt mir zugeben, daß es in seiner Art vortrefflich ist.

O! erwiederte Clärchen, ich sage nicht, daß es schlecht ist: Ihre Partheylichkeit aber, (verzeihen Sie mir den Ausdruck, liebe Tante) macht sie auch für dessen Unvollkommenheiten ein wenig blind. — Z. B. ich dächte, wenn sie der Pfirsche eine höhere Farbe gegeben hätte, so würde sie noch mehr in die Augen fallen — und sind die Kirschstiele nicht zu lang?

Mad. Mills bemerkte mit Unwillen den Neid, der ihr dergleichen Tadel eingab. Sie sagte also darauf nichts weiter, als: „gut! willst Du Deiner Freundin nicht das Verdienst einer Künstlerin einräumen, so mußt Du doch gestehen, daß ihr Charakter höchst liebenswürdig ist.“

Clärchen. Das kann seyn; indessen finde ich sie doch nicht so fehlerfrey, als Sie sie darstellen. Hier wollte sie dem Gespräch ein Ende machen, das ihr so wenig Vergnügen gewährte.

Sie sagte also: Ich dächte, es wäre Zeit, daß wir uns zum Mittagsmal anzögen?

Madame Mills ließ sichs gefallen. Nachmittags versprach sie dieselben mit einer kleinen Vorlesung zu unterhalten, worüber sich William und Clärchen herzlich freuten. Sie bestund in einer kleinen Erzählung, betitelt:

Die Erklärung.

Lottchen Graves und Marie Wilmot waren beynahe von gleichem Alter. Ihre Aeltern waren Nachbarn und innige Freunde. Dieß brachte sie oft zusammen, und befestigte die Liebe, die sie von Kindheit an für einander gehabt hatten. Dieser freundschaftliche Umgang ward aber frühzeitig unterbrochen. Die hinfällige Gesundheit der Mißreß Wilmot erfoderte durchaus, die Luft ihres Geburthsortes einzuathmen, der in der Provinz Wallis lag. Herr Wilmot kaufte sich daher dort ein Guth, das er kurz darnach mit seiner ganzen Familie bezog. Maria war damals acht Jahr

alt und ihre Freundin Charlotte gerade um eines jünger. Die kleinen Mädchen vergossen unzählige Thränen, versprachen einander ewig zu lieben und einander, so oft als möglich, zu schreiben.

Das Jahr darauf hatte Charlotte das Unglück, ihre Mutter zu verlieren, und sie ward einer französischen Aufseherin zur Erziehung übergeben. Hätte diese verdient, daß man ihr ein solches Pfand anvertrauet, so wäre Alles gut gegangen. Zum Unglücke aber hätte man keine unschicklichere Person dazu wählen können. Ihre Sitten waren zwar artig und ihr Umgang sehr gebildet und einschmeichelnd: allein sie hatte weder Grundsätze, noch moralisches Gefühl. Schönheit, Glanz und Reichthümer waren nach ihrer Schätzung die höchsten Glückseligkeiten des Lebens, und wenn sie ja außer ihrem eignen Interesse noch ein anderes kannte, so war es, durch liebkosende, süße Schmeicheleyen, dem Aeußeren ihrer Untergebenen einen gewissen Glanz zu verschaf-

fen: aber an die Bildung ihres Verstandes und Herzens war nicht zu gedenken.

Man darf sich aber nicht wundern, wenn Charlotte in ihrem neunten Jahre, bey einer noch zum Nachdenken ungeübten Seele, alle die Thorheiten und Vorurtheile ihrer Lehrmeisterin einsog. Sehr gern glaubte sie, daß die Fürsehung, indem sie ihr Schönheit gegeben, ihr das größte Glück des Lebens verliehen habe, und da sie keine Aufmerksamkeit sparte, ihre Person auszuschmücken, so dachte sie auf keine weitere Ausbildung ihres Verstandes. Eitel, schmäh- und bewunderungssüchtig, giengen ihre Thorheiten bald, durch Nachsicht, in Laster über, unter denen Neid und Herabwürdigung Anderer nicht die geringsten waren. Ihr Herz erkrankte bey den Vorzügen Anderer und ihre Zunge war immer fertig, die Vollkommenheit, die sie nicht erreichen konnte, herabzusetzen.

Maria nahm inzwischen in jeder liebenswürdigen Eigenschaft des Herzens und des

Verstandes, der Kenntnisse und des Geschmacks zu. Sie hatte zwar auch ihre Mutter verloren: allein die liebreiche Aufmerksamkeit ihres Vaters, der seine ganze Zeit ihrer Erziehung widmete, und die zärtliche Liebe einer unverehlichten Base, die bey ihnen wohnte, versüßte ihr jenen bittern Verlust. Sie sprach dreyerley Sprachen vollkommen, verstand Geographie, spielte das Piano forte und malte recht artig. Indessen waren alle diese Eigenschaften, zu denen noch eine schöne Gesichtsbildung kam, so reizend sie immer seyn mögen, doch nur der geringste Theil ihrer Vorzüge. Ihre Frömmigkeit, ihre ehrerbietige Liebe für ihren Vater und ihre Tante, ihre gefällige, sanfte und demüthige Sinnesart gaben ihrem Karakter eine unbeschreibliche Anmuth. Jedermann liebte, bewunderte, und schätzte sie hoch. Der Ruf von ihren reizenden Eigenschaften kam endlich ihrer Freundin Charlotte zu Ohren, die anfänglich wenig darauf achtete: als aber etliche Familien aus der Gegend kamen, wo

Herr Wilmet lebte, und ihr ein Vergnügen dadurch zu verschaffen gedachten, wenn sie verschwendrisch in dem Lobe ihrer alten Freundin wären, fühlte sie einen Schmerz, den sie kaum zu verheelen wußte, und der bey ihr in einen solchen Neid übergieng, daß ihre bisherige Liebe für sie beynahe in Haß ausartete.

Seit den fünf Jahren ihrer Trennung, hatten sie beständig zusammen Briefe gewechselt: nunmehr wurde es ihr zuwider. Die freundschaftlichsten Zuschriften blieben Mondenlang unbeantwortet: sie machte endlich eine feyerliche Entschuldigung; auch diese blieb nach und nach weg, und zuletzt hörte der ganze Briefwechsel auf.

Unter Herrn Graves Freunden, befand sich ein alter Baronet, der wegen seiner heitern, guten Laune allgemein beliebt war: der, ob gleich schon siebzig Jahr alt, doch immer der Erste war, der unter jungen Personen eine Freudenpartie veranstaltete, und ihm schon seit

einiger Zeit einen kleinen Exercierball verspro-
chen hatte. Der Tag ward dazu angesetzt und alle seine junge Freundinnen wurden dazu eingeladen. Wie sehr freuete sich Charlotte, als sie auch eine Einladungskarte dazu erhielt. Sie flog sogleich zu ihrer Guvernante, um über ihren Anzug mit ihr zu rathschlagen: denn, sagte sie, ich will durchaus von keiner auf dem Ballsaale verdunkelt seyn. Mademoiselle pries ihren Entschluß, tätschte sie auf den Backen, und sagte: „es würde auch Sünde und Schande seyn, wenn Sie, bey einem so allerliebsten Gesichte nicht Alles verdunkeln wollten.“ Die wichtige Angelegenheit ward also vorgenommen und gab zu großen Ueberlegungen bis zu dem glücklichen Tage Anlaß, wo sie denn mit alle den Vortheilen, die ein kostbarer Anzug einer wirklich hübschen Person verschaffen kann, auf dem Ballsaale unter einer Menge junger liebenswürdiger Personen erschien, ob sie gleich durch Ziererey und Eitelkeit viel verlor.

Da weit mehr Frauenzimmer, als junge Mannspersonen, zusammen kamen, indem die Letztern größtentheils in den Jahren in Erziehungsanstalten vertheilt sind, mußten sich die meisten gefallen lassen, mit Personen von ihrem eignen Geschlechte zu tanzen.

Als die Menuetten vorbey waren, und die Contretänze den Anfang nehmen sollten, ward Charlotten ein junges sehr reizendes Frauenzimmer von Sir William, (den so hieß der Herr, der den Ball gab,) als ihre Mittänzerin vorgestellt. Sie tanzten zu ihrer gegenseitigen Zufriedenheit ein Paarmal hinab, als Charlotte vernahm, daß ihre Gegentänzerin über Kopfschmerzen klagte; sie schlug ihr also vor ein wenig auszuruhen, welches sie sehr gern annahm.

Was für allerliebste Tänzerinnen, sagte Miß Shirley, (so hieß Charlottens Mittänzerin,) sind jene beyden jungen Ladies, die uns gegenüber tanzen! Ich dächte, daß es kaum möglich wäre, mehr Grazie in seine Bewegun

gen zu bringen: den ganzen Abend haben sie meine Augen auf sich gezogen.

Es scheint, versetzte Charlotte, daß sie es auch von sich selbst glauben, und sich unfehlbar für die besten Tänzerinnen halten.

Miß Shirley. Dieß aber, dächte ich, verriethen sie eben nicht durch ihre Mienen: diese scheinen so bescheiden — so wenig eitel und anmaßend. —

Charlotte. Wie leicht läßt sich nicht eine bescheidene Miene annehmen! Ich kenne sie aber seit langer Zeit und habe gesehen, wie viel Stolz und Eigendünkel überall durchleuchtet.

Miß Shirley. Vielleicht thun Sie ihnen unrecht. Man sollte doch von Jedermann aufs Beste urtheilen, ehe man nicht von dem Gegentheile völlig überzeugt ist.

Charlotte. Nein, nein; ich betrüge mich nicht leicht. Es sind Zwillingsschwestern. — Sagen Sie mir, halten Sie sie für hübsch?

Miß Shirley. Ohne Zweifel: hauptsächlich die in dem weißen nesseltuchenen Kleide. Was sie für schöne glänzende Augen hat!

Charlotte. Je nun ja, ihre Augen! Aber bemerken Sie nicht so was Tückisches darinnen? Immer habe ich bemerkt, daß so überfeine Augen einen unruhigen Geist verrathen.

Miß Shirley. Ist es aber edel, auf einen solchen Beweis zu schließen? Wie oft finden wir eine liebenswürdige Gemüthsart auch unter unregelmäßigen Gesichtszügen, und das Gegentheil, wo uns die gefälligste Bildung alle liebenswürdige Eigenschaften verspricht.

Charlotte. Das kann bisweilen zutreffen: aber bey Maria Danvers gewiß nicht.

Miß Shirley. Sie sind sehr strenge: doch was halten Sie von dem jungen Frauenzimmer, die neben ihr steht? was für eine schöne Gesichtsfarbe!

Charlotte. Ja, wenn wir dem Weiß und Roth auf ihrem Gesichte trauen dürfen.

Miß Shirley. Was meynen Sie damit?

Charlotte. Sie wissen also nicht, daß es eine rothe und weiße Schminke giebt?

Miß Shirley. Das wohl.

Charlotte. Nun, es soll mir nicht fehlen, daß Miß Fairfax über ihrer Mutter Schminkbüchschen geht; und ich habe so etwas gehört. — —

Miß Shirley. Und Sie sollten das glauben? Ein Mädchen von 13 bis 14 Jahren sollte Roth auflegen, oder ihre Aeltern sollten so etwas zulassen? Nein, das läßt sich nicht denken!

Charlotte. Gleichwohl geschehen dergleichen Dinge. So glauben Sie vielleicht, daß die blonden Locken ihrer Mittänzerinnen ganz natürlich sind?

Miß Shirley. Nicht anders.

Charlotte. Wie man sich betrügen kann!

Miß Shirley. Ich glaube, Sie spotten meiner — — doch hier kömmt eine, in der sich Alles vereinet — Schönheit und Verstand.

Charlotte. Meynen Sie Lady Elise Elwin?

Miß Shirley. Ja, dieselbe. Ich dächte, man könnte sich nichts Schöners denken; — und wie gefällig, wie leutselig!

Charlotte. In der That ist sie sehr gesprächig: auch ist ihre Unterhaltung nicht unangenehm: doch scheint sich eine gewisse weibliche Pedanterey einzumischen, die mir äußerst verhaßt ist: auch ihre Gesichtszüge, ob sie gleich ganz regelmäßig sind, haben nicht Seele genug. Sie werden lachen, wenn ich Ihnen sage, daß ich Lady Elisen nie ansehen kann, ohne an eine artige Wachspuppe mit rothen Bäckchen und gläsernen Augen zu denken. — Was zumal die Letztern anbetrifft, so

muß ich gestehen, daß ich solche matte niedergeschlagene Augen nicht leiden kann; immer, denke ich, steckt etwas dahinter. — Unter uns gesagt! habe ich auch immer gehöret, daß Elise bey aller ihrer Sanftmuth kein recht gutes Herz haben soll. Freylich aber reden die Leute oft gern Böses von ihren Nachbarinnen.

Miß Shirley. Nun, wenn Elise nicht der Verläumdung entgeht, so möchte ich wissen, wer doch frey seyn könnte. Vergangenes Jahr hatte ich das Vergnügen einige Wochen zu Radnorshire mit ihr zuzubringen. Hier hatte ich also oft Gelegenheit sie zu sehen, und ich kann sagen, daß ich nicht leicht eine liebenswürdigere Person gefunden, oder irgend etwas zu ihrem Nachtheil, sondern stets das beste Zeugniß von ihren Freunden gehört hätte.

Charlotte. Ich sehe schon, daß sie ein Liebling von Ihnen ist: also — nichts weiter von ihr! Sie erwähnten Radnorshire? Sind Sie aus der Gegend?

Miß Shirley. Ja; und es sind kaum acht Tage, daß ich dort gewesen bin.

Charlotte. Also kennen Sie vielleicht Miß Wilmot!

Miß Shirley. Miß Wilmot! Ich bin = = =

Charlotte. Unfehlbar ihre Freundin? Das ist mir lieb. Ich möchte gern ihretwegen einige Fragen an Sie thun. Ist es denn wahr, daß sie ein so vortreffliches Mädchen, so artig und so geschickt ist?

Miß Shirley. Ich bin am wenigsten fähig, Ihnen darüber eine Auskunft zu geben: denn = = =

Charlotte unterbrach sie: denn sie hörte sich lieber, als andere reden. „Also komme ich ja an den rechten Mann? Ich merke schon: Sie steht bey Ihnen weniger in Gnaden, als Elise. Doch, Sie haben auch vielleicht Ursache dazu: Man kann ja nicht für alle Fehler seiner Freunde blind seyn. Wir haben ja alle

dergleichen: die eine den, die andre jenen: doch ist keiner wohl so häßlich, als der Geiz.

Miß Shirley. Also meynen Sie wohl, daß Marie Wilmot geizig sey?

Charlotte. So etwas: doch, wie gesagt! wir haben alle unsere Fehler.

Miß Shirley. Aber, liebe Miß! Im Ernst, haben Sie Ursache solches zu glauben? In der That kenne ich kein unedler Laster als den Geiz.

Charlotte. Freylich wohl! Um desto mehr Schade, daß Maria Wilmot es wirklich seyn mag. Meynen Sie nicht?

Miß Shirley. Ich dächte nicht: doch vielleicht bin ich aus Partheylichkeit blind.

Charlotte. Das müssen Sie seyn: denn ich wollte Ihnen zwanzigerley Beweise von ihrer Knauserey anführen. Sollten Sie wohl glauben, daß sie sich nie eine Haube noch einen Mantel aus London bringen lassen, seit ihr Vater in Wallis ist? Nun soll sie aber doch viel Geschmack haben, es muß also bloße

Kargheit seyn, daß sie sich solche Dinge versagt.

Miß Shirley. Sie ist itzt noch sehr jung: mithin ist es möglich, daß ihr die Wahl nicht einmal überlassen ist.

Charlotte. O um Verzeihung! Ihr Vater ist so närrisch in sie verliebt, daß er ihr in nichts widerspricht und sie seinen Beutel nach Belieben ausleeren kann.

Miß Shirley. Ist das der Fall, so ist es um so vielmehr ihre Pflicht, das großmüthige Vertrauen, das man in sie setzt, nicht zu mißbrauchen.

Charlotte. Ach, dazu denkt sie gewiß zu klein. Noch einen Beweis von ihrem Geize! denn ich sage gewiß nichts, wovon ich nicht dergleichen in Händen habe. Voriges Jahr begleitete sie ihre Tante ins Bad: Sie wissen, daß dieß arme Geschöpf immer mit der Gicht gequält ist. Nun hat mich eine glaubwürdige Freundin, die mit ihr da war,

gewiß versichert, daß sie die ganze Zeit über keine Karte angerührt hat.

Miß Shirley. Es würde mich gewiß unter gleichen Umständen ein gleicher Tadel treffen, da meine Mutter ebenfalls keine Freundin von Spielen ist: und man mir gesagt, daß die Ihrige es eben so wenig sey.

Charlotte. Aber ihre Mutter ist seit drey Jahren todt: sie brauchte sich also kein großes Gewissen daraus zu machen. -- Nein, nein, sicher thut sie es aus Geiz, weil sie etwas zu verlieren fürchtet. — Doch noch eine andere Anekdote von ihr. Sollten Sie wohl glauben, daß sie einst in einer großen Gesellschaft verweigerte, bey einem Concerte, wo die Mara sang, sich zu unterzeichnen? Nie würde ich mich so haben wegwerfen können, und wenn es meine letzten fünf Guineen gekostet hätte. Hierzu kömmt noch, daß sie selbst musikalisch seyn und, wie man mich versichert, den Flügel recht gut spielen soll. Zwar glaube ich nicht Alles von dieser Art: denn zum gu-

ten Spielen gehört viel, und wie Wenige können davon richtig urtheilen.

Miß Shirley. Ich glaube, Sie thun ihr Unrecht; und wenn es ja so wäre, so ist dieses ein Flecken in ihrem Charakter, der wohl noch auszubessern wäre.

Charlotte. Ja freylich würde es ein großes Unternehmen seyn, wer die Welt bessern wollte. — Je nun, ich und Maria Wilmot sind von Jugend an vertraute Freunde, und immer, bis zu den letzten zwey Jahren daher in beständigem Briefwechsel gewesen: allein ich : : :

Ists möglich, rief Miß Shirley, daß Sie Miß Greaves, die Freundin und Correspondentin der Maria Wilmot sind?

Charlotte. Nicht anders, aber warum scheinen Sie Sich darüber zu wundern?

Weil ich, sagte Miß Shirley, Maria Wilmot selbst bin, Ihre alte Correspondentin und Freundin. Mein Vater hat wegen eines Guthes, das ihm auf diese Bedingung ver-

lassen worden, seinen Namen geändert; daher ich itzt Shirley heiße. Man sagte mir, daß Sie zu einem Besuche auf dem Lande wären: ich konnte mir daher, bis itzt erst kaum einbilden, daß ich mit meiner alten Freundin spräche.

Man kann sich vorstellen, in welche Bestürzung Charlotte gerieth, die ihre Freundin so unverdienter Weise mit einem so schändlichen Laster gebrandmarkt hatte. Sie stand wie eingewurzelt da, und konnte kein Wort weder zu ihrer Rechtfertigung, noch zu ihrer Entschuldigung vorbringen.

Miß Shirley hatte ein wahres Mitleid mit ihr und wünschte, sie ihrer Verlegenheit zu entziehen. Doch in demselben Augenblicke trat Sir William mit ihrem Vater und Herrn Graves zum Saale herein und kam auf sie zu. Sie hörten bald, daß eine Erklärung unter den jungen Frauenzimmern vorgefallen war, und erzählten ihnen, daß sie in der Absicht, das Vergnügen ihres Wiedersehens,

nach einer so langen Abwesenheit, durch die Ueberraschung zu erhöhen, dieselben vorsetzlich, als fremd für einander eingeführet hätten, und nicht Willens gewesen, sie eher, als bey dem Abendessen einander bekannt zu machen: allein, fuhr Herr Graves, in einem scherzhaften Tone, fort, ich sehe wohl, daß es unmöglich ist, ein Geheimniß beyzubehalten, wo junge Mädchen dabey im Spiele sind: sie haben sich schon vorher gegen einander aufgekläret.

Charlotte war zu sehr gedemüthiget, als daß sie den Scherz hätte erwiedern sollen. Ihre Heiterkeit war für den ganzen Abend erloschen und ihr Betragen äußerst gezwungen. Sie wünschte sich bey Miß Shirley wegen ihrer bösen Zunge zu rechtfertigen — was konnte sie aber sagen — welche Entschuldigung bey einem so ungerechten und unveranlaßten Angriff auf ihrer Freundin Charakter vorbringen? Sie versuchte es zehnmal, stotterte aber und wußte nicht, wo sie anfangen, oder wo sie endigen sollte. Endlich, nachdem sie sich einige

Stunden geängstiget, gieng sie beschämt und beunruhiget nach Hause. Hier hatte sie Zeit kühl über diesen Zufall nachzudenken. Sie sah sich gezwungen, Mariens Betragen zu bewundern, die die ganze Zeit über auf eine edelmüthige Art, durch jede gefällige und zuvorkommende Aufmerksamkeit sie zu zerstreuen und zu überzeugen suchte, daß sie keine Rache im Herzen nähre. „Maria,“ sagte sie, „ist doch sehr großmüthig; wie unglücklich, daß ich sie nicht erkannt habe! Dann wäre das gewiß nicht geschehen. Künftig will ich mich schon besser in Acht nehmen. — Laß mich aber doch darüber nachdenken! — Was sagte ich denn? — daß sie geizig wäre! — Je nun, das ist ja kein großes Verbrechen! Sie hätte es ja wohl seyn können! Aber dann, da sie meine alte Freundin war, so hätte ich doch ihre Fehler gegen eine Fremde nicht bekannt machen, sondern vielmehr entschuldigen sollen. Ich bin überzeugt, daß sie ein bischen genau ist. Aber sie sey, was sie wolle — den Abend hat sie

sich wenigstens gegen mich, wie ein Engel betragen. Wie hätte sie mich nicht demüthigen und öffentlich beschämen können! Wäre ich an ihrer Stelle und sie an meiner gewesen, so hätte ich es gewiß auf alle mögliche Art gethan. Wenn ich mich wenigstens nur auf einige Weise entschuldiget hätte. Ich wäre beynahe Willens, morgen früh zu ihr zu gehen und sie um Verzeihung zu bitten. Ich habe das zwar niemals gethan — und es wird mich etwas kosten — gleichwohl bin ich so unruhig — ich glaube, ich könnte sie sogar lieben. — Wenn ich nur nicht so viel von ihrer Schönheit und ihren herrlichen Eigenschaften gehört hätte! Aber es thut weh, dergleichen zu sehen und sie nicht erreichen zu können!"

Zu gutem Glücke für Charlotten, hatte ihre französische Aufseherin damals auf einige Zeit die Familie verlassen und war nach Frankreich zu einer Verwandtin gereiset. Es wirkten also die guten Eindrücke, die Charlotte von den Lehren und Beyspielen ihrer seligen

Mutter sich eingeprägt, und welche Schmeicheley und falsche Grundsätze noch nicht ganz ausgetilgt hatten. Sie blieb also bey ihrem Vorsatze, stand dießmal sehr früh auf und von einem natürlichen Ungestüm geleitet, durch den sie immer dem ersten Antriebe folgte, er mochte zum Guten oder zum Bösen führen, gieng sie, blos von ihrem Mädchen begleitet, zur Miß Shirley.

Maria aber war gerade diesen Morgen, wegen einer kleinen Unpäßlichkeit weit später, als sie sonst gewohnt war, aufgestanden: ließ also Charlotten bitten, so lange in ihrem Besuchzimmer auf sie zu warten, bis sie sich nur ein wenig in die Kleider geworfen habe.

Da ihr die Zeit, zumal bey den unangenehmen Betrachtungen, die dieser Besuch bey ihr veranlaßte, lang ward, so sah sie sich wider die Gewohnheit nach einem Buche um, ward ein offnes Schreibpult, und in demselben ein von Mariens Hand geschriebenes Buch gewahr. Sie glaubte darinne Liederchen, Räth-

sel und Charaden zu finden: es war aber ein Tagebuch ihrer Ausgabe und Einnahme. Sie hatte so wenig Delicatesse, darinne zu blättern, und fand unter ähnlichen Rechnungen, folgende vom letzten Monate:

	Thlr.	gl.	pf.
An den Schulmeister für Gillies zwey Kinder Schulgeld ꞏ ꞏ	1	8	—
Desgleichen für Maria Duffs Knaben und Mädchen ꞏ ꞏ	1	8	—
Für Fields Mädchen Ziehgeld ꞏ	2	8	—
Zu Schulbüchern, Hemden, Schuhen und Strümpfen für obige Kinder	3	2	—
Der armen Russel in ihren Sechs Wochen ꞏ ꞏ ꞏ ꞏ	2	—	—
Beytrag zu einer Schulcollecte ꞏ	2	18	—
Zuschuß zu Erkaufung einer Kuh, die dem armen Mils gefallen war.	6	—	—

Note. Ersparniß von dem Gelde, das mir mein Vater zu einem neuen weißen Taffetkleide gegeben; wovon ich mir aber bloß eines von meiner Mutter hatte umarbeiten lassen.

Obgleich Charlottens herrschender Fehler der Neid war, so konnte sie doch der hier aufgezeichneten Wohlthätigkeit, die aus diesem Tagebuche klar ward, unmöglich ihren Beyfall versagen, sie mußte sich zugleich ihrer eignen Ungerechtigkeit schämen, die dem Geize eine Sparsamkeit zuschrieb, die die edelsten Bewegungsgründe zur Triebfeder hatte. Bis hieher war Eitelkeit der Hauptzug in ihrem Charakter gewesen: doch, wenn sie nun ihr eignes Betragen mit ihrer Freundin ihrem verglich, so mußte sie fühlen, wie weit sie unter ihr stund. Ganz in Gedanken verloren, indem sie bald einen Blick auf das Tagebuch, bald auf sich selbst durch die Vergleichung ihres Betragens mit ihrer Freundin ihrem warf, vergaß sie sich so sehr, daß sie durch diese noch mit dem Buche in der Hand überrascht ward. Sie fühlte sogleich die Unschicklichkeit ihrer Handlung, und diese erinnerte sie zugleich an alle Umstände, derentwegen sie sich zu entschuldigen kam.

Maria empfieng sie mit der gefälligsten und liebreichsten Miene und dankte ihr für den so frühzeitigen Beweis ihrer Aufmerksamkeit.

Charlotte gerieth aufs neue in Verlegenheit und wußte nicht, wie sie ihre Worte anbringen sollte. Endlich sagte sie: „Ach, meine gute Miß Shirley, wenn Sie mich mit mir selbst aussöhnen wollen, so seyn Sie doch weniger freundlich, weniger edelmüthig; denn, wie kann ich mir sonst die Beleidigungen vergeben, die ich Ihnen gestern Abends zugefügt habe!"

„Denken Sie nicht mehr daran, meine Liebe," versetzte Maria. „Mein eigenes Betragen war in denselben Augenblicken, von denen Sie reden, nicht so ganz tadelfrey; und ob ich mich gleich in Ansehung Ihrer Urtheile über mich ziemlich in meiner Gewalt hatte, so kann ich doch die Mittel, deren ich mich dazu bediente, auf keine Weise rechtfertigen. Durchaus hätte ich Sie nicht in dem Irrthume in Absicht auf meine Person lassen sollen, wo-

durch ich so leicht der Sache hätte vorbeugen und Ihnen Ihre Verlegenheit ersparen können. Ich gestehe aber, daß ich zu neugierig war zu wissen, aus welchen Gründen Sie mich eines Fehlers beschuldigten, den ich von ganzer Seele verabscheue. Dieß verführte mich aber zu einer Verheimlichung meines Namens, die, ich muß es gestehen, nicht ganz edel war. Lassen Sie uns also mit einander aufheben, und da keine von uns tadellos ist, eine der andern von ganzem Herzen vergeben!"

„Großmüthige Maria!" rief Charlotte. „Gewiß, mein Betragen war unverzeihlich!"

Maria. Nichts mehr davon! Sie glaubten vielleicht Ursache zu dem Verdachte zu haben: die Zeit soll mich aber hoffentlich bey Ihnen rechtfertigen

Charlotte auf das Tagebuch zeigend. O liebste Maria! dieß hier beweiset, daß Sie alles sind, was nur groß und liebenswürdig seyn kann. Selbst diese Ihre Rechtfertigung macht mich schamroth: wie klein muß ich Ihnen vor-

kommen, daß ich fähig war, auf eine so unartige Weise meine Neugierde zu befriedigen!

Eine bescheidene Schaamröthe überzog die blühenden Wangen der reizenden Maria, als sie hörte, daß ihr Tagebuch, das nur für ihren Gebrauch bestimmt war, von einer andern Person war gesehen worden. Beyde, wiewohl aus ganz verschiedenen Ursachen, waren betreten. Endlich nach einem kleinen Stillschweigen von beyden Seiten, sagte Maria, indem sie Charlotten bey der Hand nahm: Ihre Neugierde, gutes Kind, ist ein wenig bestraft worden, weil Sie so wenig zu Ihrer Unterhaltung darinne gefunden haben. Ich bin aber dadurch ein wenig beschämt, da ich die Lobsprüche nicht verdiene, die mir meine kleinen Anmerkungen von Ihnen zugezogen haben.

Charlotte. Noch einmal bitte ich Sie, meiner wenigen Delikatesse wegen, tausendmal um Verzeihung, ob ich es gleich nicht bereuen kann; denn ich muß gestehen, daß mir dieses Tagebuch ein Lehrbuch für meine ganze

Lebenszeit seyn soll. O Maria! Was für ein Geld habe ich nicht in Putz, Tändeleyen, im Spiel, und andern nichtswürdigen Dingen verschwendet! Ja, bis diesen Augenblick kann ich mich nicht einer einzigen Handlung erinnern, die meinem Herzen wohlthäte.

„Vielleicht,“ sagte die sanfte Maria, „beurtheilen Sie Ihre eignen Handlungen mit zu viel Strenge. Meine gute Mutter sagte oft zu mir: wir alle sind der Welt und dem Charakter, den wir darinne behaupten müssen, etwas schuldig.“ Sie wollte damit so viel sagen: die großen Summen, die wir auf unsere Tafel, Kleidung, Hausgeräthe, Bediente u. s. w. verwenden, könnten ohne Zweifel zu Unterstützung armer würdiger Familien weit edler verwandt werden: und doch können sie in dem gegenwärtigen Zustande der Dinge bey hohen Standespersonen nicht wohl entbehret werden, und sind auch nicht, sobald sie ihrem Vermögen angemessen sind, der Gesellschaft nicht nur nicht schädlich, sondern selbst

wohlthätig, weil sie Mittel zur Erhaltung der untergeordneten Classe von Menschen darbieten."

Charlotte. Wie gütig, daß Sie durch diese Bemerkung Ihrer seligen Mama meine Unbesonnenheit noch entschuldigen! — Gleichwohl berauben Sie Sich, liebste Maria, solcher Vergnügungen, um den Bedürfnissen Anderer abzuhelfen?

Maria. Keinesweges; ich gebe blos ein geringer Vergnügen für ein größeres auf: das ists Alles.

Charlotte. Sie setzen also doch auf Putz und tausend andere Dinge, die Sie für das Geld, das Sie Andern zuwenden, haben könnten, keinen Werth?

Maria. Solche kleinfügige und eitle Vergnügungen erlangen erst ihren ganzen Werth von der wenigen Kenntniß höherer Freuden. Haben wir einmal die geschmeckt, die aus Handlungen der Menschenliebe und des Wohlwollens entstehen, so können Sie versichert

seyn, liebe Charlotte, daß alle übrige bey der Vergleichung zu kurz kommen.

Charlotte. Wie wenig Mädchen von Ihrem Alter denken so, und o wie liebenswürdig sind Sie itzt in meinen Augen! Nie erschien mir mein unartiges Betragen, verglichen mit dem Ihrigen, so abscheulich, ob ich es gleich für unverbesserlich hielt — wenn ich anders jemals darüber nachgedacht habe. Sie aber entreißen mich auf einmal meinem Selbstbetrug.

Maria. Sie schreiben mir zu viel Verdienst zu. Der ganze Unterschied zwischen Ihnen und mir liegt blos in der Vorstellung, die Jedes von dem hat, was wir Vergnügen nennen. Sie sind vielleicht gelehrt worden, es in der Welt und in öffentlichen Belustigungen zu suchen; ich aber, in der Gesellschaft weniger auserlesener Freunde, und hauptsächlich in dem Glücke, Andere glücklich zu machen.

Charlotte. Nun; von dem Augenblicke an will ich es auch nicht mehr auswärts

suchen. Sie, theuerste Maria, sollen in meinem ganzen künftigen Betragen mein Muster seyn!

Sie wählen sich da ein sehr unvollkommenes, sagte die bescheidene Maria.

Charlotte. O! was wollte ich drum geben, wenn ich vermögend wäre, Ihre Liebe und Hochachtung wieder zu gewinnen! Vormals besaß ich sie. Aber die schlechte Erwiederung, mit der ich sie belohnt, hauptsächlich aber meine gestrige unartige Aufführung muß Ihnen bey aller Ihrer Großmuth auf immerdar eine wahre Verachtung für mich einflößen.

Maria. Lassen Sie Sich nicht durch einen solchen Argwohn zu einer Ungerechtigkeit gegen sich und mich verleiten. Ich würde mich zwar einer großen Falschheit schuldig machen, wenn ich behaupten wollte, daß ich gestern dießfalls so gesinnt war, als ich es itzt bin. Nein, meine Freundin! ob ich mich gleich gern eines Fehlers wegen entschuldigen möchte, in den ich, wie ich mir wohl bewußt bin, leicht

hätte verfallen können, wenn ich nicht den Ermahnungen einer wachsamen Mutter, und nach ihrem Tode, eines Vaters eingedenk gewesen wäre, der sichs zur größten Pflicht machte, mein Herz und meinen Verstand zu bilden; so muß ich doch gestehen, daß, — Sie müssen mir es verzeihen, liebe Charlotte, — daß ich einen großen Unwillen, dessen ich mich kaum für fähig hielt, fühlte, als ich Sie mit so vielem Vergnügen die untadelhaftesten Charaktere ohne Unterschied schmähen hörte. Ihre Aufrichtigkeit aber, mit der Sie itzt Ihren Fehler gestehen und bereuen, tilgt die Erinnerung desselben auf einmal aus und giebt Ihnen ein Recht auf die Hochachtung aller edlen Seelen.

Charlotte. Sie, liebe Maria, die die Güte selbst sind, können mir vergeben: aber wie kann ich es mir jemals selbst! Arme Miß Fairfax, deren einziger Fehler in meinen Augen der war, daß du mir zu liebenswürdig schienst, was kostete es mir für Mühe deine Schönheit herabzuwürdigen! Ich fand kein

Mittel, als das der Kunst zuzuschreiben, was blos ein Werk der Natur war. Wie oft ist die geschmackvolle, anspruchlose Miß Danvers der Gegenstand meiner giftigen Zunge gewesen! So auch die reizende Elise Elwin: und ob sie gleich der Neid selbst bewundern mußte, so konnte sie doch meiner Schmähsucht nicht entgehen, und bey Ihnen, meine wahre, beßte Freundin, gab ich dem schändlichsten Geize eine wohlüberlegte Sparsamkeit Schuld, die die vortrefflichsten Absichten zum Grunde hatte!

Verbittern Sie Sich nicht, sagte Maria, als sie Charlotten zu niedergeschlagen sah, durch eine zu strenge Reue die Heiterkeit Ihres Gemüths. Es ist genug, daß Sie Ihren Irrthum empfinden, und den festen Vorsatz fassen, ihn künftig zu vermeiden. Nur bewahre Sie das Andenken desselben vor einem Rückfalle und lehre Sie, Geduld und Mitleiden mit den Fehlern Anderer zu haben. Schmähsucht ist ein häßliches Laster. Es umfaßt viele andere Laster, hauptsächlich Neid und Ungerech-

rigkeit, wie mir mein Vater oft sagte: „es gäbe keinen Schmähsüchtigen, der nicht neidisch wäre, oder sich ein Gewissen draus machte, sich auf Kosten der Unschuld zu belustigen.“

Charlotte. Ganz gewiß will ich mich dessen nicht mehr schuldig machen. In der That ist es äußerst schändlich. Ich habe ihm aber so lange angehangen, daß es mir Mühe kosten wird, mich selbst zu besiegen. Sie, liebe Maria, müssen meine beständige Erinnerin seyn!

Maria. O ich brauche einer solchen selbst: doch, wir wollen einander gegenseitig beystehen.

Dieß interessante Gespräch ward durch den Eintritt des Herrn Shirley unterbrochen. Charlotte ergriff aber die erste Gelegenheit es zu erneuern. Von dem Augenblicke an suchte sie die Freundschaft mit Ernst fortzusetzen und durch ihrer Freundin herzliche Erinnerungen lernte sie in kurzem, die Vorzüge Anderer ohne Neid ansehen, der Welt genießen, ohne sich zu

einer Sklavin ihrer Lüste zu machen, ihre eigne Glückseligkeit in dem Wohlergehn Anderer finden.

Clärchen, die in diesem Charakter ihren eignen sehr genau geschildert fand, zweifelte nicht, daß ihre Base die Geschichte zu ihrer Zurechtweisung und Ermahnung gewählet habe. — Sie war also ganz stille und wußte nicht, was sie sagen sollte, bis endlich ihr Bruder bemerkte, was für ein hassenswürdiger Charakter Charlottens ihrer wäre und fragte seine Schwester, was sie davon hielt? Sie brach also ihr Stillschweigen und sagte: ich schäme mich, meinen Abscheu vor einem Laster zu erklären, von dem ich selbst nicht frey bin. — Sie blickte hierauf ihre Tante bedeutungsvoll an und sagte: Ach Madame, gewiß habe ich Ihre gute Meynung verloren — in der That war es unedel von mir, und ich machte es nicht besser als Charlotte — der einzige Fehler, dem ich in Miß Reeves Stickerey fand, war, daß sie nur zu hübsch war.

Wie freue ich mich, versetzte Madame Mills, deiner liebenswürdigen Offenherzigkeit! Sie läßt alles Schöne und Gute von dir ahnden. Ich gestehe, daß ich wohl bemerkte, wie viel der Neid an deinem Tadel Theil hatte, und auch daher diese kleine Geschichte zu dieser Unterhandlung erdachte.

Clärchen. Ich sehe es ein, daß der Neid ein fürchterliches Laster ist: doch glaube ich noch nicht, daß ich so neidisch, als Charlotte, bin; ich höre nur nicht gern andre Leute loben.

Mad. Mills. Ein sicheres Zeichen, daß du nicht vom Neide frey bist! Laß dieses Laster nur nicht in deinem Herzen Wurzel schlagen. Die ersten Eindrücke sind noch leicht zu tilgen: aber gewinnt es einmal eine gewisse Höhe, so ist es schwer, es auszurotten. Das wirksamste Mittel, das wir ihm entgegen setzen können, ist die großmüthige Theilnahme an dem Glücke Anderer. Gewöhnt euch also, meine Kinder, eure Freunde und Bekannte gern lo-

den zu hören, ihre Verdienste und Vorzüge aufzusuchen, und fühlt ihr eine Anwandlung von Neid, so unterdrückt ihn durch den Gedanken, daß er aus der unreinen Quelle der Eigenliebe und Selbstsucht entspringt.

Clare versprach, dem Rathe ihrer Tante zu folgen. William, der ihrem Gespräche ein Weilchen zugehört hatte, erinnerte sich auch, daß er nicht selten mit den Knaben unzufrieden gewesen war, die es ihm in irgend Etwas zuvor gethan hatten. Immer, sagte er, wünschte ich es ihnen zuvor zu thun: das ist doch nichts Böses, Tante?

Mad. Mills. Nein, mein Sohn. Das war Wetteifer, ein sehr edler Trieb, der uns ein Bestreben nach Vortrefflichkeit einflößt: nur muß man dabey nicht Andere herabzuwürdigen suchen.

William. Gut; ich will mich vor dem Neide sorgfältig zu hüten suchen, und immer an das denken, was Sie gesagt haben,

wenn es mich verdrüßen sollte, wenn Andere gelobt werden.

Mad. Mills. Da wirst du dir, lieber William, viel Kummer ersparen: denn der Neid ist eine Wurzel mehrerer niedrigen Leidenschaften.

Das Gespräch nahm nun eine andre Wendung, und es kamen verschiedene Materien bis zum Thee aufs Tapet. Dann ließ Mad. Mills ein Paar Globen herbey holen und unterhielt ihre jungen Freundinnen mit mancherley besondern Umständen, die unsere Erde betreffen, beschrieb ihnen die Sitten verschiedener Völker und wie jene binnen 12 Monaten um die Sonne läuft, die abwechselnden Jahrszeiten bewirkt und durch das Umdrehen um ihre Achse Tag und Nacht erzeugt. Dann zeigte sie ihnen auf der Himmelskugel die 7 Planeten, die zu bestimmten Zeiten ebenfalls ihren Umlauf machen: erzählte ihnen etwas von den Fixsternen, daß diese Sonnen wären, und

wie die unsrige auch andere Welten erleuch-
tete.

Keine Unterhaltung war den jungen Leuten so angenehm, als diese, hauptsächlich Claren, für die es ganz was Neues war. Die vielen interessanten Wahrheiten, die ihr von Madame Mills gezeiget wurden, erzeugten in ihr ein großes Verlangen, Etwas von der Erd- und Sternkunde zu wissen, und sie legte sich mit der festen Entschließung nieder, ihren Vater, so bald sie nach Hause käme, zu ersuchen, sie darinne unterrichten zu lassen.

Clare und William freuten sich den nächsten Morgen ungemein, den Himmel so heiter und das Land wieder so trocken zu sehen. Die Natur schien ganz von neuem belebt, und man dachte nun auf nichts als auf Spatzierengehen, woran der Regen sie Tages vorher verhindert hatte.

Der Wagen wurde sogleich angespannt, und man fuhr zu einem benachbarten Herrn, der ein Vogelhaus besaß, worinne er eine

Menge auswärtiger Vögel aufbehielt. Die Schönheit und Mannichfaltigkeit ihrer bunten Federn ergötzte Claren vorzüglich. — Als sie auf Ansuchen der junge Leute zu Fuße wieder zurückgiengen, bot ihnen ein Bauerknabe eine Amsel und einen Hänfling zum Verkaufe an; Clärchen aber gab ihm zur Antwort: „Du hast deine Zeit schlecht gewählt! Itzt, da wir eben so schöne Vögel gesehen, würde sichs wohl der Mühe verlohnen, die einfarbigen Dinger zu kaufen!"

Man sieht wohl, sagte die Tante zu ihr, daß du mit den lieblichen Sängern unserer Wälder nicht sonderlich bekannt bist. Es ist wahr, ihre Federn sind nicht so schön: aber den Mangel ihres Kleides, ersetzen sie durch den Reiz ihres Gesangs. Ich wenigstens beneide die Bewohner des Orients nicht um die glänzenden Farben ihres Pfauen, Paradiesvogels und anderer, wenn mein Ohr in unsern Haynen durch die melodischen Lieder unserer kleinen Sänger entzückt wird.

Clärchen. Würden wir sie aber nicht noch mehr bewundern, wenn Schönheit der Federn mit einem herrlichen Gesange vereint wäre?

Mad. Mills. Dieß geschieht selten. Immer scheint die Fürsehung in der Natur den Mangel des einen durch einen Vorzug vor dem andern entschädiget zu haben, und mit gleicher Wage ihre Gaben zu vertheilen.

William. Ich hätte aber wohl Lust mir solche fremde Vögel anzuschaffen, da man auch so vieles Wunderbare von ihnen erzählt. Ich sah gestern auf ihrem Tische ein Buch liegen, worinnen ein Vogel abgebildet war, der unter seinem Schnabel und der Kehle einen großen Beutel hängen hatte, der wenigstens zehn bis funfzehn Kannen Wasser enthalten konnte — ich habe seinen Namen vergessen.

Mad. Mills. Unfehlbar der Pelikan, ein Einwohner von Afrika und Amerika. Der Beutel ist für seine Speise, die er für seine Bedürfnisse aufbewahret. Dieß hat zu der

fabelhaften Erzählung Anlaß gegeben, daß er mit seinem eignen Blute seine Jungen nähre.

William. Die Naturgeschichte ist doch eine angenehme Wissenschaft! Ja ja, ich möchte wohl eine solche Sammlung fremder Vögel haben. Wie viel Seltsames würde ich an ihnen bemerken können!

Mad. Mills. Ganz unfehlbar: viele aber würden unser Klima nicht aushalten; andere aber auch zum Herschaffen zu kostbar seyn; überdieß liefert dir unser Vaterland genug Gegenstände zu angenehmen Kenntnissen, wovon ich euch schon Beweise in den Bienen und durch das Vergrößerungsglas gegeben habe.

William. Das ist wahr; aber, Vögel sind doch nicht Insekten. Wir können sie auch ohne Mikroskop sehen: und da wir Meisen und Hänflinge immer vor Augen haben, so müßte es nicht gut seyn, wenn wir nicht von Allem genau unterrichtet seyn wollten.

Mad. Mills. Wenn du es so genau bist, mein Sohn, so sage mir, hast du einmal

ihre Nester beobachtet! hast du gesehen, wie wunderbar geschickt sie zu ihrer Absicht eingerichtet sind?

William. Ihre Nester? Je nun ja; wenn ich den Vögeln nachspürte, so habe ich wohl Nester gesehen: aber doch mehr auf das, was darinnen war, als auf diese, Achtung gegeben — ich denke, sie waren von Grashalmen, Moos oder so etwas gebaut.

Mad. Mills. So gehts, wir übersehen tausend Dinge, die, wenn sie uns nicht stets vor Augen wären, bey uns die größte Bewunderung erregen würden! Aber, mein lieber William, wenn ich gewußt hätte, daß du einen so grausamen Raub begangen hättest, so würde ich dir doch gerathen haben, lieber das Gebäude eines Vogelnests zu beobachten und dabey zu bedenken, was es den armen kleinen Sängern, die du ihre Kinder beraubtest, für Mühe müsse gekostet haben; vielleicht hättest du Mitleid mit ihnen gehabt.

William hieng den Kopf und schwieg: Eldrchen aber fragte, ob alle Nester auf einerley Art gebauet wären?

Mad. Mills. Alle von derselben Gattung bauen unveränderlich auf einerley Art: die verschiedenen aber auf eine andere, ihnen eigne Art. Der Zaunkönig z. B. baut sein Nest in der Gestalt eines Zuckerhuts, läßt in der Mitte ein Loch, wodurch er ein- und ausgeht, seine Jungen füttert, und den Unrath heraus wirft. — Die Meise flicht ihr Nest aus Moos, Haar und dürren Halmchen: die Amsel, der Kübitz und viel andere bekleistern das Innere mit einer Lage von Mörtel und vermittelst einer kleinen Pflaumfeder oder eines zarten Mooses, welches sie darein tauchen, weil es weich ist, bilden sie von innen eine ordentliche Wand. — Viele heften die verschiedenen Theile ihrer Nester mit einem Faden zusammen, den sie sich aus Werg, Haaren oder Spinneweben flechten. — Wann die gemeine Schwalbe ihr Nest bauet, so näßt sie

ihre Brust auf dem Wasser, schüttelt es in Staub, knetet es mit ihrem Schnabel und macht daraus eine Art von Kalk oder Kitt, aus dem sie für ihre kleine Familie ein bequemes Haus erbauet. Die Seeschwalbe thut dasselbe, macht aber ihr Nest von oben zu, und läßt bloß für den Aus- und Eingang ein Loch von der Seite offen.

William. Das zeigt wirklich viel Geschicklichkeit, und ich sehe es ein, wie grausam es ist, die armen Thierchen, nach der vielen Mühe, die ihnen ihre Häuschen gekostet haben, ihrer Kleinen zu berauben.

Mad. Mills. Du würdest es noch mehr sagen, wenn du alle die Sorgen sehen solltest, die sie auf ihre Erziehung wenden: so bald sie die Eyer gelegt haben, so brütet Männchen und Weibchen darüber wechselsweise mit der peinlichsten Beharrlichkeit, und ist die junge Familie da, so trotzen sie jeder Gefahr und Arbeit, um sie zu schützen und ihnen Futter zu verschaffen, das eines um das andere, oft beyde

zu gleicher Zeit holen, und mit der größten Unpartheylichkeit vertheilen.

Clärchen. Ich glaubte, das Ausbrüten und die Erziehungssorgen fielen blos dem Weibchen zu?

Mad. Mills. Größtentheils: doch hat das Männchen auch seinen Theil daran. Es erleichtert seiner zärtlichen Gattin die Mühe auf mannichfaltige Art. So lange sie auf den Eyern sitzt, trägt es ihr Futter zu, wechselt beym Ausbrüten mit ihr ab, und nähret sie ebenfalls mit, wenn sie ans Tagelicht kommen. Ich hatte einmal ein Canarienhähnchen, das die liebreichsten Vatersorgen bey einigen jungen Hänflingen ausübte.

Bey jungen Hänflingen, schrieen beyde Kinder?

Mad. Mills. Ja; ich will euch sagen, wie es zugieng. Ein Gärtner, den ich erst in Dienste genommen hatte, brachte mir ein Nest junger Hänflinge: er wußte nicht, daß keine gefiederte kleine Brut auf meinem Grund und

Boden jemals darf gestöret und unter meinem Schutze angerührt werden. Das Uebel aber war geschehen, und er ward fürs Künftige gewarnet. Das Nest war schon ein Weilchen in meinem Zimmer gewesen, ehe ich bemerkte, daß die Kleinen entweder nach Futter, oder nach Wärme zirpten und mein Canarienvogel, ein schönes Thier, der im Fenster hieng, durch ein zärtliches Pipen antwortete, wie es die Alten bey ihren Jungen zu thun pflegen. Dieß gab mir den Gedanken ein, ob er sich vielleicht der jungen Hänflinge annehmen würde? Ich trug das Nest in seinen Kefich und der Versuch gelang, mein kleiner Philo (so nannte ich ihn) verließ sogleich sein Stengelchen, setzte sich und spreitete seine Flügel über sie: und da ich ihm das gehörige Futter in Bauer gab, sah ich mit Vergnügen, wie er eines um das andere von der kleinen Familie fütterte, bis sie solches nicht mehr nöthig hatten.

Clärchen. O! wenn ich doch einmal ein Nest mit solchen jungen Vögelchen bekom-

men und auch so einen Versuch machen könnte! — Ich habe zwey Canarienvögel zu Hause, was würde mir das für Freude machen!

Mad. Mills. Sey darinne vorsichtig! Die armen Thierchen könnten dabey zu kurz kommen. Ein Versuch geräth nicht immer wie der andere, und ob ich gleich eine Katze bey einem Küchlein Mutterstelle vertreten gesehen, so möchte ich doch den Versuch nicht zum zweyten Male wagen.

William. Glauben Sie wohl, liebe Tante, daß Canarienvögel in unsern Wäldern fortkommen würden?

Mad. Mills. Nein, unsere Luft ist zu kalt, und es kostet schon viel Mühe, selbst in unsern Häusern sie aufzubringen.

William. Aber in den Canarischen Inseln sind sie wohl so gemein, als andere kleine Vögel bey uns.

Mad. Mills. Vielleicht: ihre Farbe aber ist dort ein Dunkelgrau, und sie sind so verschieden von den unsrigen, daß viele so gar

zweifeln, ob es dieselbe Gattung sey. Unsre Canarienvögel in England bringt man aus Deutschland, wo sie in großer Menge erzogen und nach allen Theilen Europens hingebracht werden.

Clärchen. Ich habe einmal von meiner guten seligen Mama gehört, daß sie einen Canarienvogel viel Kunststückchen habe machen sehen: er feuerte z. B. eine Kanone ab, fiel zu Boden, als ob er erschossen wäre, und was noch mehr, zeigte die Kleiderfarbe jeder Person im Zimmer.

Mad. Mills. Ich habe dasselbe gesehen: ich versichere dich aber, mit mehr Unwillen, als Vergnügen.

Clärchen. Wie so, liebe Tante? Ich dächte doch, das müßte ein artiges Schauspiel seyn?

Mad. Mills. In der That sehr wunderbar! aber für ein fühlbares Herz nicht angenehm. Denke dir nur, was das arme kleine Geschöpf müsse gelitten haben, ehe es dahin

konnte gebracht werden, solche Dinge zu vollziehen, die ganz seiner Natur widersprechen. Der barbarische Mensch, der ihn zeigte, gestund selbst, daß er mehr als dreyßig durch seine strenge Züchtigungen getödtet, ehe er einen zu dieser Vollkommenheit gebracht habe. Gern hätte ich ihm die Freyheit dieses armen Vögelchens mit einem ansehnlichen Stücke Geld abgekauft, wenn ich nicht hätte besorgen müssen, daß er ein neues Zuchthaus für solche arme Thierchen angelegt und wiederholte Mordthaten verübt hätte.

Clärchen. In der That denkt man nicht so darüber nach, wenn man solche Dinge sieht.

Mad. Mills. Ich mag sie gar nicht sehen. Ein Thier, das seinem Naturtriebe gemäß handelt, belustiget mich weit mehr, als wenn es nach den verkehrten Einfällen der Menschen, durch gewaltsame Mittel, die Gränzen zu überschreiten gezwungen wird, die ihm die göttliche Weisheit vorgezeichnet hat — In

dem Augenblicke kamen sie an ein sauberes weiß angestrichenes Haus.

„Mehr als einmal habe ich euch versprochen, euch unsre Arbeitsschule zu zeigen: itzt will ich eure Neugierde befriedigen.“ Hier giengen sie mit ihnen hinein und ließ sich durch Frau Braun, deren Geschichte sie ihnen erzählt hatte, in das Schulzimmer führen, wo sie eine Anzahl junger Mädchen fanden, wovon einige spannen, andere nähten, noch andere strickten, und eine dabey vorlas. Unter ihnen saß Gretchen Partlet oben an auf einem eignen Stuhle; ein Ehrensitz für die, die sich durch vorzüglichen Fleiß hervorgethan hatten.

Mad Mills erkundigte sich, wie sie zu thun gewohnt war, nach der Aufführung einer Jeden, und Frau Braun gab ihnen sämmtlich ein gutes Zeugniß: indessen bemerkten sie eine, die abgesondert von den übrigen saß. Sie fragte nach der Ursache, und merkte wohl, daß es nicht ganz richtig mit ihr sey.

Das kleine Mädchen, die es betraf, hieng den Kopf, ward über und über roth und Frau Braun sagte: Hanne Bernet büßet für einen Fehler, den sie vor einigen Tagen begangen hat; ich hoffe aber, daß sie ihn ernstlich bereuet.

Das Mädchen brach in Thränen aus, und versprach, daß sie nie wieder so unverschämt seyn und eine Lügen sagen wolle.

Es thut mir leid, sagte Madame Mills, zu hören, daß du dich eines so häßlichen Lasters schuldig gemacht hast: doch deine Thränen und was mir deine Schulmeisterin sonst von dir sagt, lassen mich hoffen, daß du es fühlst: ich will dich also mit weitern Bemerkungen nicht noch mehr niederschlagen.

Clärchen und William, von des armen Mädchens Thränen gerührt, baten für, als sie hörten, daß ihre Absonderung von den übrigen drey Wochen dauern sollte.

Meine liebe junge Herrschaft, versetzte Frau Braun, es thut mir leid, daß ich Ihnen Ihr Begehren nicht bewilligen kann; denn

wenn ich Ihnen sage, daß Hanne Bernet schon im Lügen eine Fertigkeit gewonnen, und daß es nicht das erstemal ist, so werden Sie ihre Bestrafung nur für zu geringe halten.

Das kleine Mädchen sagte: sie wisse, daß sie es verdiene, sie wolle sich ihr auch willig unterwerfen, wenn sie nur die gute Meynung ihrer Lehrerinn und Mitschülerinnen wieder erwerben könne, die sich außer der Schule, so sehr, als in der Schule, von ihr entfernten.

Mad. Mills versetzte: sie zweifle nicht, daß sie durch ein künftig gutes Betragen, solches bewirken werde: sie dürfe sich aber nicht wundern, daß sie von ihren Gespielinnen gänzlich würde vermieden werden, wenn ihr das Lügen schon zur Gewohnheit geworden wäre — Sie nahm hiervon eine Veranlassung, den Kindern zu sagen, daß, obgleich ihr Abscheu vor Hannens Fehler gerecht wäre, sie doch ungern sehen würde, wenn sie sich über ihrer Gefährtinn Demüthigung freuen, und durch ein geringschätzendes Betragen oder kleine Spötte-

reyen sie vermehren wollten; hauptsächlich, wenn ihre Reue und ihr Vorsatz sich zu bessern aufrichtig schiene. —

Mad. Mills und ihre jungen Freunde beurlaubten sich nunmehr von der Frau Braun und begaben sich nach Hause. Unterweges behauptete Clärchen und ihr Bruder, man sey doch wohl zu strenge gegen das kleine Mädchen verfahren, zumal, sagte William, wenn die Lügen nicht in der Absicht vorgebracht worden, Jemandem zu schaden.

Mad. Mills. Dem sey, wie ihm wolle! Lügen ist allezeit strafbar. In der Wahrheit ist eine edle Einfalt, deren Mangel auch die glänzendsten Eigenschaften nicht ersetzen können: da sie hingegen den prächtigsten Talenten einen erhöheten Glanz verleiht, den dunkelsten Ursprung adelt und zum hellsten Lichte erhebt.

Hierbey fällt mir eine Geschichte bey, die ich euch diesen Nachmittag erzählen will.

Clärchen. O! wie gütig! Immer werden wir uns, liebe Tante, dieser Woche mit Dank erinnern — sie ist für uns eine wahre Freudenwoche gewesen = = = doch, lieber Himmel! ist nicht heute schon Donnerstag — und sagte nicht unser Vater, daß er uns schon morgen abholen wollte?

William. Ja leider! Wie sehr wollte ich, daß er uns noch eine Woche hier ließ. Wie glücklich würden wir seyn! aber freylich müßten wir Ihnen nicht zur Last werden!

Mad. Mills. Ihr mir zur Last, lieben Kinder? Wo könnte ich eine mir angenehmere Gesellschaft finden! Doch wir wollen mit eurem Papa darüber sprechen, wann er zurück kömmt. Itzt laßt uns vollends nach Hause eilen.

Dieß geschah. Sie setzten sich bald darauf zu Tische und nach der Mahlzeit las ihnen Mad. Mills folgendes Geschichtchen vor:

Der Sieg der Wahrheit.

Eine Geschichte.

Emilie war die Tochter und Erbin des Sir James Golding, eines reichen Baronets, in einem der westlichen Theile von England — ein liebenswürdiger Charakter, sanft in ihren Sitten, geliebt und bewundert von allen, die sie kannten. Sie hatte nun ihr dreyzehntes Jahr in ungestörter Ruhe und Zufriedenheit erreicht, als diese auf einige Zeit durch einen unangenehmen Zufall unterbrochen und sie in mancherley Verdrüßlichkeiten verwickelt ward. — Eine Kammerfrau, die von Emilien vorzüglich begünstigt ward, kränkelte seit geraumer Zeit, und ward endlich so schlimm, daß man an ihrem Leben zu zweifeln anfieng.

Eines Tages, als Emilie an ihrem Bette saß, drückte sie nach einem tiefen Seufzer ihrer jungen Fräulein die Hand, mit einem Blicke,

der viel Unruhe und Beängstigung verrieth, und sagte: „Es liegt mir etwas schwer auf dem Herzen, das ich Ihnen mitzutheilen wünsche, und fürchte — Ach ich habe sehr gottlos gehandelt — aber, was geschehen ist, kann nicht ungeschehen gemacht werden!"

Emilie sprach ihr Trost zu und versicherte sie, daß sie Alles zu ihrer Beruhigung beytragen wolle, wenn es nur in ihrem Vermögen stünde.

Versprechen Sie mir also, sagte Elisabeth, daß Sie das, was ich Ihnen sagen werde, keinem Menschen entdecken wollen? — Sie sind zwar noch sehr jung, aber über Ihre Jahre klug!

Wenn es ein Geheimniß ist, das ich mit Ehren verschweigen kann, erwiederte die vorsichtige Emilie, so kannst du auf meine Verschwiegenheit rechnen.

„Ach! sagte Elisabeth, es hängt Ihre ganze künftige Ruhe und Glückseligkeit davon ab. — Fürs erste sagen Sie mir; wenn Sie

eine arme Mutter, von niedrigem Stande, ohne Freunde und Unterstützung hätten, würden Sie sie nicht mit Widerwillen und Verachtung anblicken?“

Emilie. Was soll die Frage, meine gute Elisabeth! Ich bin nie so glücklich gewesen, meine Mutter gekannt zu haben: doch wäre es so, und sie wäre das, was du sagst, kannst du wohl glauben, daß ich sie weniger lieben würde?

„Liebenswürdiges Kind!“ schrie Elisabeth: „in mir“ — hier stockte sie ein wenig — „ach! in mir sieh also deine unglückliche Mutter!“

Diese Worte waren Emilien unbegreiflich. Sie sah die Elisabeth in einer stummen Erwartung, was folgen würde, an, und da sie zu schweigen fortfuhr, sagte sie: was ist das für ein Räthsel? Du bist doch bey dir selbst, oder träume ich? Was sagst du mir da von einer Mutter vor?

Elisabeth. Daß ich — ich selbst ihre Mutter bin.

Emilie. Du? meine Mutter starb ja, da ich kaum vierzehn Tage alt war? Du mußt bey dieser Unwahrheit eine geheime Absicht haben: du sollst aber meine Leichtgläubigkeit nicht hintergehn! So bald mein Vater wieder nach Hause kömmt, (er war denselben Tag verreist) werde ich ihm davon Nachricht geben. — Mit diesen Worten stund Emilie unwillig auf, und wollte zum Zimmer hinausgehen. Elisabeth sammelte alle ihre Kräfte, hielt sie beym Kleide zurück und bat sie um Gotteswillen, sie nur auszuhören.

Emilie ließ sich besänftigen, setzte sich wieder und hörte der Geschichte, die sie begann, gelassen zu, obgleich ihr junges Herz durch mannichfaltige Bewegungen erschüttert ward. Der Inhalt derselben war ungefähr folgender.

Sir James hatte während seiner Minderjährigkeit die Unvorsichtigkeit gehabt, eine heimliche Heurath einzugehen, und ward kurze

Zeit darauf genöthiget seine Reise anzutreten. Seine arme junge Frau verzehrte sich darüber so sehr, daß sie nur so lange lebte, bis sie einem Töchterchen das Leben gegeben hatte, das sie der Elisabeth Fürsorge anvertraute, die vormals ihre Amme gewesen war, und in deren Hause sie es zur Welt brachte. Zum Unglücke hatte Elisabeth auch ein kleines Mädchen, das nur um wenig Tage jünger war; und dieß gab ihr den heillosen Gedanken ein, auf Kosten des Sir James, ihre Tochter zu einem vornehmen Stande zu erheben. Dem zu folge, gab sie ihr nach Absterben der Lady Golding den Namen Emilie, und als Sir James, das folgende Jahr nach England zurücke kam, gab sie dieselbe für sein eignes Kind aus nannte das seinige Patty und erzog es, als ihre Tochter. Zehn Jahre giengen vorüber und nun glaubte sie, sey es Zeit, sich ihre gottlose Verwechslung zu Nutze zu machen. In dieser Absicht erbat sie sich die Stelle von Emiliens Kammerfrau, die damals abgieng, zu ersetzen, weil sie glaubte,

wenn sie sich in dieser ihre Gunst eingeschmeichelt, und sie die Jahre des Nachdenkens und der Klugheit erreicht habe, sie entweder mit dem Geheimniße bekannt zu machen, und durch die Vorstellung, was sie ihr zum Besten für ein Opfer gebracht, sich ihr unentbehrlich zu machen, oder, wenn dieß fehl schlüge, durch die Furcht der Entdeckung, sie in einem gewissen Zwange zu erhalten. Drey Jahre waren so vergangen, ohne daß sie Emilien dieß wichtige Geheimniß offenbaret hatte. Indessen gab die Aussicht auf ihre sich nähernde Auflösung ihren Gedanken eine andere Richtung. Ihr Verbrechen zeigte sich ihr in seiner ganzen Häßlichkeit; sie sah mit Angst die Ungerechtigkeit ein, die sie begangen, und ob sie gleich nicht Muth genug hatte, dieselbe wieder gut zu machen, so konnte sie doch nicht ruhig sterben, ohne vorher die Patty, die gekränkte Tochter des Sir James, Emiliens Schutz und Fürsorge zu empfehlen. Dieß waren die Gründe, die das

unglückliche Weib zu dem erzählten Geständnisse bewogen, und man kann sich vorstellen, welche Empfindungen diese in Emiliens gefühlvoller Seele hervorbringen mußte!

Empört über das Verbrechen, dessen sich Elisabeth schuldig gemacht, zugleich aber von der Pflicht der Liebe durchdrungen, die ihr als Mutter gebührte, konnte Emilie blos weinen und im Stillen jammern, bis der Eintritt eines Bedienten ihr Gelegenheit gab, sich zu entfernen und ihr Herz ein wenig zu beruhigen.

Als sie nun allein war, und der Geschichte, die sie eben gehöret, kälter nachdachte, gerieth sie in eine noch weit größere Verwirrung. „Welch einen Wechsel" rief sie, „hat das Schicksal mit mir in Einem kurzen Augenblicke gemacht! Jtzt die Tochter des Sir James Golding, Erbin großer Güther — und was nun? Schrecklich, schrecklich! — Elisabeth hat Recht, daß es ein sehr wichtiges Geheimniß ist! Sollte es Sir James entdecken, was wird aus mir werden — was aus meiner armen

Mutter! — ich zittere vor dem Gedanken! — wer aber wird es ihm sagen? — Elisabeth sagt: „mein Vater sey todt: Niemand als ich und sie sey davon unterrichtet — ich will also nicht weiter daran denken.“ — Hier gieng Emilie in den Garten, beschäftigte sich mit ihren Blumen und Vögeln, in Hoffnung, ihrer ängstlichen Gedanken los zu werden: sie stürmten aber immer wieder von neuem auf sie los: „Wie kann ich“ sagte sie zu sich selbst, „meinem theuren Vater ins Angesicht sehen, (denn sie konnte sich dieser Benennung nicht enthalten,) da ich ein solches Geheimniß auf dem Herzen habe? Jeder Blick, jedes Wort von ihm wird mir ein Vorwurf zu seyn scheinen! — Was soll ich thun! — Ihm die Wahrheit gestehen? — Er ist ganz Liebe und Zärtlichkeit gegen mich: aber ach! wird er mich dann noch lieben, wann er weiß, daß ich nicht seine eigne Emilie bin? Auf immer werde ich dann seine Zuneigung verloren haben! — Gleichwohl — was ist schändlicher, als Betrug und

Falschheit? Nein, ich muß ihm die Wahrheit gestehen! wie oft hat mir dieser liebe Vater gesagt, daß in Ausübung unserer Pflichten das größte Vergnügen läge ⸗ ⸗ ⸗ Aber wird Elisabeth einwilligen? Sie ist meine Mutter, und soll ich ihr nicht gehorchen? Ich will einen Versuch wagen, ob ich es nicht von ihr erhalten kann." —

Emilie gieng hierauf zur Elisabeth, faßte sie liebreich bey der Hand und sagte: „wie stehts, meine liebe Mutter, seyd Ihr etwas beruhigter; und habt Ihr vielleicht ein wenig geschlafen?"

„Wie könnte Ruhe in meine Seele kommen!" versetzte diese: „von der weiß ich schon längst nichts mehr. Die Ungerechtigkeit, die ich begangen habe, liegt mir schwer auf dem Herzen und ich merke zu spät, daß jedes Verbrechen auch seine Strafe mit sich führet!"

„Wohl wahr, meine arme Elisabeth," sagte Emilie: „macht es euch leicht, und gesteht dem Sir James die Wahrheit: dieß ist das einzige

Mittel! Noch lebt seine Tochter: er ist gütig und großmüthig und wird euch vergeben, da die Sache nicht zu ändern ist."

„Ists möglich, daß Sie mir das rathen können?" rief das unglückliche Weib: „haben Sie auch überlegt = = ="

Emilie. Alles wohl überlegt! Es ist der einzige Ersatz, der euch übrig ist, und dem Ihr dem Sir James sowohl als der Patty schuldig seyd!

Elisabeth. Denk einmal, Tochter, was du leiden wirst, wenn dir Sir James seinen Schutz entzieht! Und das wird er gewiß: denn überlege, wie man sein Zutrauen gemißbraucht — und in was für einer kützlichen Sache! — In der That, er kann es uns nicht vergeben: denn ob du gleich unschuldig bist, so muß er dich doch als die Ursache des ganzen Betrugs ansehen, dich von sich stoßen und dem traurigen Schicksal deiner armen Mutter überlassen!

Emilie. Ich fürchte nicht die Armuth: unrechtmäßig erworbener Reichthum kann kein Glück gewähren: doch das gestehe ich, meines guten Vaters — Sir James wollte ich sagen — Liebe zu verlieren — das geht mir durchs Herz! — und doch, liebe Mutter, ist es durchaus unsre Pflicht, ihn von der Wahrheit zu unterrichten, die Folge sey, welche sie wolle.

Elisabeth schien darüber in große Unruhe zu gerathen. Meinet-, wo nicht deinetwegen, sagte sie, beschwöre ich dich, das Geheimniß bey dir zu behalten! denn ich würde wenigstens das Opfer von Sir James Zorn und Rache seyn, und denke, was in meinem schwachen Zustande aus mir werden wollte, wenn ich Freund- und Hülflos in die weite Welt geworfen würde! —

Dieser Gedanke rührte die zärtliche Emilie sehr: „Nein,“ sagte sie, „Sir James ist zu edelmüthig: ich will mich zu seinen Füßen werfen, und gewiß durch meine Thränen erweichen — sollte es mir ja nicht glücken, so

will ich euch doch nicht verlassen, will für euch arbeiten und eure Armuth mit euch theilen. Ich würde den Ueberfluß verschmähen, wenn ich euch könnte darben lassen." —

Elisabeth schien durch diese Gründe einigermaßen beruhiget zu seyn: drang wegen ihrer Schwachheit itzt nicht weiter in sie, und versprach, wenn sie ein wenig geschlummert hätte, wieder zu ihr zu kommen.

Obgleich Emilie mit tausenderley widersprechenden Empfindungen zu kämpfen hatte, so fühlte sie sich doch sehr beruhiget, daß sie ihre Pflicht, die ihr über Alles in der Welt gieng, erfüllt hatte. Indem sie sich noch mit dem Gedanken beschäftigte, brachte ihr eine Dienstmagd die Nachricht, daß eine, sich verschlimmernde, jählinge Veränderung mit der Elisabeth vorgegangen sey. Sie lief also schnell zu ihr und fand sie sprachlos sey. Sie schickte unverzüglich nach dem Arzte; ehe er aber noch ankam, hatte sie ihren Geist aufgegeben.

Emilie war über diesen Vorfall äußerst erschrocken, inzwischen gereichte es zu ihrem Troste, daß sie ihr in ihren letzten Stunden ihre Pflicht, ihre Vergehung, so viel möglich, wieder gut zu machen, zu Gemüthe geführt hatte, ob sie gleich durch die Fürsehung nunmehro an der Vollziehung gehindert worden war. Diese fiel nun auf sie zurück und sie beschloß, ihr ein Gnüge zu thun, so peinlich es ihr auch seyn möchte. Sie kam zwar mehr als einmal in die Versuchung, den gegenseitigen Weg einzuschlagen; „denn," sagte sie zu sich selbst: „was kann es der Patty verschlagen, da sie den Verlust eines Vortheils nicht kennt, den sie niemals besaß, so wenig als die Ansprüche, die sie darauf hat: zudem komme ich doch in eine Lage, wo ich sie nach ihrem itzigen Stande eben so glücklich machen kann. — Denn, hält mich Sir James einmal für seine Tochter, so liebt er mich gewiß von ganzem Herzen, so wie ich meiner Seits ihn, als seine wirkliche Tochter, nicht mehr verehren und lieben

könnte." — Diese Beherzigungen, nebst der Furcht, dieß Glück zu verlieren, machte sie auf einige Augenblicke ungewiß und stutzig; allein die Wahrheit, die sie von Jugend auf für ihren größten Schatz gehalten hatte, behielt doch endlich die Oberhand, und sie faßte den edlen Entschluß, der Erfolg möchte seyn, welcher es wolle, nicht länger einen Charakter zu behaupten, der ihr nicht mit Recht zukäme.

So bald also Sir James den Tag darauf nach Hause kam, gieng sie mit diesem festen Vorsatze zu ihm, obgleich nicht ohne eine augenscheinliche Unruhe und Verlegenheit, die er auch gleich bemerkte und sie daher mit einer zärtlichen Sorgfalt fragte, ob ihr in seiner Abwesenheit etwas Widriges begegnet sey?

Emilie erröthete und versetzte mit zitternder Stimme: „Ach Sir! Elisabeth ist todt!"

Sir James verwunderte sich und fragte: seit wann?

Emilie. Vorige Nacht starb sie in meinen Armen. — Weiter konnte sie nichts her-

ausbringen — statt dessen flossen aber ihre Augen von Thränen über.

„Mein gutes Kind," sagte Sir James, indem er sie zärtlich umarmte. „Ich tadle nicht den Zoll der Dankbarkeit, den du der guten Elisabeth bringest: indessen ist es eine Schuld, die wir alle der Natur bezahlen müssen. Ich sehe, du bist niedergeschlagen und dafür ist kein besseres Mittel als Beschäftigung; ich habe dir ein geographisches Spiel mitgebracht. — Komm, laß uns sehen, wer von uns den kürzesten Weg von Europa treffen wird." — Hier legte er eine Charte auf den Tisch und zeigte ihr, wie man dabey zu Werke gehe.

Emilie setzte sich, war aber so wenig aufmerksam, daß er mißmuthig zu ihr sagte: dein Schmerz über einen treuen Dienstboten macht zwar deinem Charakter Ehre, du mußt aber darüber nicht vergessen, daß du einen Vater hast, der dich innig liebt, und dich gern so glücklich als möglich machen möchte.

Dieß war für das zärtliche Herz Emiliens zu viel, das schon von einem, für sie ganz neuen Schmerz ganz niedergedrückt war. Sie brach also in Thränen aus, warf sich auf die Knie, hielt die Hände vor das Gesicht und bat, ihr zu vergeben.

Sir James, ganz erstaunt über die heftige Bewegung, in der er sie sah, hub sie auf, drückte sie an sein Herz und sagte: „ist es möglich, daß das, was ich gesagt habe, dich so bewegen kann?“

„Ach!“ rief sie — ein wenig durch die Thränen, die sie vergoß, erleichtert, „nennen Sie mich nicht Ihr Kind! ich bin dieses Namens unwerth!“

Sir James, der das edle Gemüthe Emiliens zu gut kannte und glaubte, sie ziele etwa auf einen kleinen Fehler, den sie in seiner Abwesenheit begangen, versicherte sie im Voraus seiner ganzen Vergebung.

„Ich bin sehr unglücklich,“ versetzte Emilie, „daß ich mir nichts vorzuwerfen

habe. — Ja, mein liebster Vater! (zu diesem Beyworte gewöhnt, sprach sie es aus, ohne an dessen Bedeutung zu denken;) wie unglücklich bin ich nicht! Ach! nie werden Sie mich wieder ihre liebe Emilie nennen: denn — ach! ich bin nicht Ihr — Ihr eigen Kind!" —

Man kann sich vorstellen, wie groß Sir James Erstaunen seyn mußte, als Emilie, so viel es ihre Gemüthsunruhe zuließ, den ganzen Vorgang erzählte, und ihm den Brief übergab, den seine Gemahlin wenige Tage vor ihrem Tode an ihn geschrieben und ihn der treulosen Elisabeth zur Einhändigung übergeben, die ihn aber zurückbehalten hatte, weil darin ein kleines Mahl, das sie im Nacken hatte, angezeigt war, und natürlicherweise würde aufgesucht worden seyn.

Sein Unwille stieg aufs höchste: — Eine Zeitlang gieng er im Zimmer auf und ab — endlich wandte er sich zu Emilien, die in ängstlicher Erwartung, was erfolgen würde, die Augen aufzuschlagen sich nicht getraute,

und sagte: „ich bin itzt zu unruhig, als daß ich dir für dein edles Betragen genugsam danken könnte. Verlaß mich itzt und komme Morgen früh wie gewöhnlich zu mir."

Emilie begab sich, durch diese liebreiche Erklärung sehr getröstet, in ihr Zimmer, da sie ihr alle Furcht benahm, daß ihr Sir James seine Gunst entziehen könnte.

Als sie indessen Tages darauf bey dem Frühstücke erschien, gab ihr doch der neue Charakter, in welchem sie itzt auftrat, eine gewisse Schüchternheit und Zurückhaltung, die ihn leicht errathen ließ, was in ihrem Herzen vorgieng. „Warum," sagte er, indem er sie zärtlich bey der Hand faßte, „warum diese Entfernung und Furchtsamkeit? Kannst du wohl glauben, daß ein Betrug, an dem du nicht den mindesten Theil hast, und dessen Erfolg vielmehr dient, deine Tugend und Wahrheitsliebe in vollem Glanz zu zeigen, meine Hochachtung und Liebe zu dir verringern könne? Von nun an kannst du keine Nebenbuhlerin in

meiner Zuneigung haben, und Emilie denkt zu gut, als daß sie nicht eine Theilnehmerin zulassen sollte."

So bald das Frühstück vorbey war, schickte Sir James einen getreuen alten Diener, Joseph, auf ein ungefähr zwo Meilen weit entferntes Dorf, wo Elisabeth die Patty während ihres Aufenthaltes in Sir James Hause in die Kost gethan hatte, um sie zurück zu holen und für sie zu bezahlen. — Emilie begab sich mittlerweile in ihr Zimmer voller Zufriedenheit über den glücklichen Erfolg ihrer Entschließung. Wie bitter würde ihr der Gedanke geworden seyn, wenn sie mit weniger Aufrichtigkeit zu Werke gegangen wäre! Denn mit nicht geringem Erstaunen erfuhr sie, daß man ihre Unterredung mit der Elisabeth zum Theil gehört, indem Josephs Kammer von der letzten ihrer nur durch eine Bretwand getheilt war. Hätte Emilie nach minder edlen Grundsätzen gehandelt, so würden die Mittel, die sie gebraucht hatte, sich des Vermögens und der Liebe

des Sir James zu versichern, sie um beydes gebracht haben. Sie blickte daher mit Dank zum Himmel auf, der ihr den Entschluß eingegeben hatte, alle zeitlichen Vortheile lieber aufs Spiel zu setzen, als sich eines Betrugs und einer Ungerechtigkeit schuldig zu machen. Von diesen Betrachtungen kehrten ihre Gedanken natürlicherweise auf Sir James Großmuth und Güte und dann auf die Patty zurück. Ich bin überzeugt, sagte sie zu sich selbst, sie wird so unwissend, als das Mädchen unsrer Waschfrau seyn! Wie wird das meinem guten Vater weh thun! — Ich wünschte, daß er sie nicht eher sähe, als bis sie einige Monat in einer Erziehungsanstalt gewesen wäre. — Doch, das geht nicht, wenigstens wünschte ich, daß sie nur in einem anständigen Aufzuge vor ihm erschien — laß mich zusehen! — Wie! wenn ich ihr einige von meinen Kleidern gäbe? — Das muß angehn! — wir sind ja in gleichem Alter! —

Emilie, in diesem Gedanken entzückt, blieb so lang am Fenster stehen, bis Joseph

mit der Patty ankam, und sobald sie ihn auf dem Hofe erblickte, bat sie ihn, die Patty, vor ihrer Erscheinung beym Sir James, zu ihr zu bringen. Dieß geschah und sie warf ihr geschwind eine feine nesseltuchene Chemise über, band ihr eine blaue Scherpe um, veränderte aber nichts an ihrem Kopfputze, indem ihre schönen braunen Locken ihr zur größten Zierde gereichten.

Die kunstlose Einfalt der Patty, die Alles mit einer bäurischen Verwunderung anstaunte, und die edle Sorgfalt Emiliens die Person auszuschmücken, die, bey einer weniger edlen Seele, neidische oder eifersüchtige Empfindungen hätte erregen können, machten einen interessanten Contrast.

Als das Geschäft des Anputzes vollendet war, führte Emilie die Patty zum Sir James, der ihre Ankunft mit Ungeduld erwartet hatte. Bey ihrem Eintritte fiel ihm die große Aehnlichkeit mit ihrer Mutter außerordentlich auf.

Er umarmte sie mit der lebhaftesten Zärtlichkeit und vergoß reichliche Zähren.

Patty schämte sich von einem so feinen Herrn geküßt zu werden. Man hatte ihr gesagt, daß Sir James ihr Vater wäre. — Allein die Entfernung, die zwischen ihnen war, verdrängte noch jedes zärtliche Gefühl, das der Vatername bey ihr hätte erregen sollen, und Patty hätte sich gern vor dem Sir James in den äußersten Winkel des Hauses versteckt. — Diese Schüchternheit verlor sich inzwischen in wenig Stunden und Sir James entdeckte bald in ihren ungekünstelten Bemerkungen einen gesunden Verstand.

„Wie Schade!" rief Sir James, „daß er nicht ausgebildet worden." Einige Worte, die er hierüber noch in der Fülle seines Herzens hinzusetzte, machten sie stutzig, so daß sie ihn scharf ansah und mit einer liebenswürdigen Einfalt sagte: „Seyn Sie nicht böse auf mich — ich kann freylich nicht lesen — schreiben — noch auf dem Klavier spielen, wie Miß

Emilie — aber ich will Sie doch gewiß auch lieben — ja, recht sehr lieben."

Sir James, gerührt durch diese herzliche Erklärung, sagte: „Sey unbesorgt, daß ich dich deswegen weniger lieben werde; denn wie kannst du das wissen, was man dich nicht gelehrt hat! Sey gut und folgsam, so wirst du mir eben so lieb seyn, als ob du alle die glänzenden Eigenschaften besäßest, die bloß durch die Tugenden, von denen sie begleitet sind, einigen Werth haben."

„Wie glücklich würde ich mich schätzen," fiel Emilie ein, „wenn ich der Miß Golding mittheilen könnte, was ich Ihnen verdanke! Wollen Sie mir erlauben, daß ich — ich will nicht sagen, Ihre Erzieherin; denn ich brauche selbst noch eine, — sondern ihre Gehülfin in dem angenehmen Geschäfte werde? — Patty hat mir schon versprochen, daß sie meine Dienste annehmen will."

„Nichts," erwiederte Sir James, „meine lieben Kinder, wird mir ein größer Vergnü-

gen machen, als wenn Ihr euch zu Einem Zwecke so liebenswürdig vereiniget. Ja, gute Patty, willst du dich meiner Liebe werth machen, so mußt du dir Emilien in deinem Betragen zum Muster nehmen, sie ist die Wonne meines Herzens, so wie du es seyn wirst."

Emiliens Augen funkelten für Vergnügen über den hohen Beweis von Sir James Beyfall und Zutrauen; und Patty nahm sie bey der Hand und sagte: „Ja gewiß, Miß Emilie, ich will alles thun, was Sie mir sagen — und Sie recht innig lieben; da ich schon genug gesehen habe, wie gut Sie es mit mir meynen." — Sie zielte hier auf die Veränderung, die sie mit ihrer Kleidung vorgenommen hatte, und die auch von ihrem gemeinschaftlichen Wohlthäter nicht unbemerkt und unerkannt geblieben war.

Von dem Tage an, war Emilie die Unterrichterin von der Patty, deren Aufmerksamkeit und Fleiß so groß war, daß sie geschwinde

Fortschritte machte, indem ihr Geist sich immer mehr entwickelte und neue Vorzüge entdeckte. Ihre Schüchternheit verwandelte sich in eine wohlanständige Bescheidenheit, und in wenig Jahren hatte sich die kleine Bäuerin Patty in die artige und geschmackvolle Miß Golding verloren.

Die nähern Umstände von Emiliens Herkunft wurden nur Wenigen bekannt gemacht. Man hielt sie, so wie die Patty, für die Tochter des Sir James, der seine Liebe und sein Vermögen auf gleiche Art unter sie theilte. Die Zeit befestigte die Freundschaft der jungen Mädchen, die sich auf gegenseitige Tugend gründete, und war eben so warm als herzlich.

So ward Emiliens Tugend durch den Beyfall ihres eignen Herzens — die Liebe ihres Wohlthäters — den Gewinn einer wahren Freundin — und ein Glück für ihre ganze Lebenszeit gekrönt; ein Beweis für den Grundsatz: daß wir bey einer gewissenhaften Beobachtung

der Wahrheit allezeit gewiß mehr gewinnen, als verlieren.

Clärchen und William machte diese Geschichte sehr viel Vergnügen, und sie faßten den guten Vorsatz, sich der Aufrichtigkeit, die den Charakter Emiliens so liebenswürdig machte, künftig eben so sehr zu befleißigen.

Den nächsten Sonntag begleiteten sie ihre Tante in die Kirche, die Clärchen bisher blos für einen Ort angesehn, wo man ein Paar Stunden die Zeit hinbringen könne, weil man sie nicht mit andern Vergnügungen, wie in der Woche, auszufüllen wisse. Sie sang und betete mit nach, weil sie sah, daß es andere Menschen — so machten, ohne dabey etwas zu denken. Während der Predigt, wo sie auf die guten Lehren, die vorgetragen wurden, aufmerksam seyn sollte, musterte ihr Auge die Personen der Versammlung, und kritisirte in Gedanken Anzug und Moden. Madame Mill=

brachte aber durch ihr exemplarisches Betragen eine große Veränderung in ihr vor. Ihre Gewohnheit, sie zu einem gemeinschaftlichen Morgen- und Abendgebete zu sich zu rufen, machte sie auf die Pflichten und die Dankbarkeit gegen ihren Schöpfer aufmerksam, und sie ward durch die vortrefflichen moralischen Bemerkungen, die Mad. Mills immer mit einfließen ließ, bald überzeugt, daß sie zu etwas Höherm und Besserm bestimmt sey, als sich zu putzen und mit kindischen Kleinigkeiten zu beschäftigen. Sie besuchte auch einigemal mit ihnen die Schule, wo sie selbst durch mancherley Fragen, der Kinder Fähigkeiten und Fortschritte prüfte und diesen nach Verdienst durch sie kleine Belohnungen austheilen ließ, welches ihnen ein unaussprechliches Vergnügen machte.

Als sie aus der Kirche zurück kamen, fanden sie zu großer Freude Herrn Clement, der kurz vorher angelangt war. „Meine liebe Schwester und meine lieben Kinder“ war die

ewige Wiederholung seines Willkommens. Nachdem die Gemeinörter von Wetter, Weg und Befinden abgethan waren und Mad. Mills auf einige Augenblicke das Zimmer verließ, bemerkte Herr Clement, daß er Wort gehalten hätte und nicht länger weggeblieben wäre, als er ihnen versprochen habe.

„Ach Papa!“ sagte Clärchen, „wir sind allezeit glücklich, wenn wir Sie sehen; aber wahrhaftig! wir würden es noch mehr seyn, wenn Sie nicht kämen uns abzuholen!“

„Wie?“ versetzte er, „ich habe euch ja versprechen müssen, nicht über eine Woche wegzubleiben?“

„Sehr wahr, lieber Vater!“ antwortete Clärchen: „aber damals kannten wir unsre Tante noch nicht: nimmermehr hätten wir geglaubt, daß uns die Zeit so angenehm vergehen würde!“

Herr Clement. (scherzhaft) Vermuthlich hat es euch also nicht an Bällen, Gärten und Besuchen gefehlt?

Clärchen. O nein, Papa! daran war nicht zu gedenken, und doch flog die Zeit so geschwind vorüber, daß ich kaum glauben kann, es sey schon eine Woche seit Ihrer Entfernung vorbey.

William. Auch mir däucht es so, und ich habe doch nicht einen meiner Spielkameraden mit hier: ja weder Kegelspiel, noch Blaserohr, noch Drachen, den ich könnte fliegen lassen.

Das ist erstaunend! sagte Herr Clement spöttelnd: das kann ich doch kaum begreifen!

Clärchen. O meine Tante ist eine allerliebste Frau! — so gut! so gut! Wunderdinge hat sie uns von Bienen erzählt — und Sie werden wohl noch wissen, wie ich mich vor den Spinnen fürchtete — itzt, gar nicht mehr, ich habe eine selbst spinnen sehen — wie viel glauben Sie wohl, daß sie zu einem Gewebe Fäden braucht?

Herr Clement. Ja, das weiß ich dir nicht.

Clärchen. Tausend! Können Sie denken?

William. Die Bienen machen mir doch noch mehr Vergnügen. Unsere Taute hat einen gläsernen Bienenstock, und wir haben sie Honig und Wachs eintragen sehen.

Clärchen. Du mußt auch der Königin, so wenig, als ihrer getreuen Unterthanen, nicht vergessen.

William. Auch nicht der Fliege. Man sollte nicht glauben, was das für ein seltsames Thierchen ist, wenn man sie durch ein Vergrößerungsglas gesehen hat — und ein Schmetterlingsflügel — sollten Sie wohl glauben, daß der Staub darauf aus Federn besteht?

Herr Clement. Das wäre!

Clärchen. Ja gewiß, Papa, und ein Oehrling hat zwey große Flügel, die sich, wie unsre Lichtschirme, zusammen legen. — Und Sie wissen davon nichts?

Herr Clement. Wie kannst du denken, daß ich für die mannichfaltigen

Schönheiten der Natur blind sollte gewesen seyn?

Clärchen. Sie haben uns aber niemals etwas davon gesagt?

Herr Clement. Weil dein Bruder abwesend gewesen ist, und du niemals einiges Verlangen, von diesen Dingen unterrichtet zu seyn, geäußert hast.

Clärchen. Ja, ich glaubte, ohne Putz oder Gesellschaft gäbe es kein Vergnügen in der Welt: wie sehr habe ich mich geirrt! denn es hat uns hier an beyden gefehlt. Aber unsere Tante hat uns so artig unterhalten — so hübsche Geschichtchen erzählt — o, wenn Sie uns doch noch eine Woche hier lassen könnten! — Nicht wahr, William?

William. Wenn der Papa mit hier bleiben will? Du weißt aber, Schwester, daß ich seit sechs Monaten auf der Schule gewesen bin und seiner Gesellschaft doch auch noch genießen möchte, ehe ich wieder zurückkehre.

Clärchen. Du hast recht! ich dachte daran nicht.

Herr Clement. Für dießmal muß ich mir das Vergnügen versagen, da Vetter Milford mit seiner Familie einige Wochen bey uns in der Stadt zubringen will. Ich muß daher zu ihrem Empfange morgen zu Hause seyn. —

Hier trat Mad. Mills ins Zimmer und Herr Clement erzählte ihr, wie sehr ihm seine Kinder ihre eben so lehrreiche als angenehme Unterhaltung gerühmt hätten, und sie bezeigte ihre herzliche Freude darüber.

„In der That,“ sagte Clärchen „wir würden undankbar seyn, wenn wir Ihre Güte nicht erkennen wollten, da wir eine der lieblichsten Wochen in der Welt zugebracht haben. Wie sehr habe ich es empfunden, lieber Papa, daß ich Ihnen sehr oft Sorge und Unruhe müsse gemacht haben, da ich immer so müßig und unaufmerksam gewesen bin! Ich sehe aber nun

den Werth von guten Kenntnissen mehr als zu wohl ein und werde mich äußerst bestreben, das Versäumte nachzuholen."

„Wie glücklich machst du mich durch diese offenherzige Erklärung," sagte Herr Clement. „In der That, mein liebes Kind, habe ich oft, nicht ohne Unruhe deinen Hang zu Zeitversplitterungen und eiteln Vergnügungen bemerkt und mir meine unzeitige Nachsicht vorgeworfen. Ich will dir also gestehen, daß ich mein Herz deiner Tante öffnete, die euch daher so freundschaftlich aufnahm, in Hoffnung, dir einen Geschmack für vernünftigere Belustigungen beyzubringen. Der Widerwille, den du vor diesem Besuche äußertest, bewog mich, (da ich nur zu sehr gewöhnt bin, deinen Neigungen nachzugeben,) ihn blos auf Eine Woche einzuschränken, und wie hätte ich erwartet, daß er eine so heilsame Veränderung in so kurzer Zeit hervorbringen würde!"

„So wissen Sie denn, liebe Tante," fiel Clärchen ein, warum ich mich so sehr sperrte,

hieher zu kommen — (Zu ihrem Vater.) Aber es ist doch nicht hübsch, lieber Papa, daß Sie mich so verrathen!"

„Wenn wir einen Arzt zu Hülfe rufen," versetzte Herr Element, „so müssen wir ihn doch von der Krankheit unterrichten."

Mad. Mills. Ich wunderte mich eben so wenig darüber, als ich auf dich böse war, mein Kind. Ein altes Gothisches Wohnhaus mit einer alten, einsam lebenden Tante vertragen sich freylich nicht recht mit den Vorstellungen eines lebhaften jungen Mädchens. Ich wünschte bloß dich zu überzeugen, daß wissenschaftliche Kenntnisse und Tugenden, welche den vorzüglichen Reiz des gesellschaftlichen Lebens ausmachen, auch die fürchterlichste Einsamkeit versüßen können, und daß eine vernünftige nachdenkende Seele auch für sich selbst, aus den unbedeutendsten Gegenständen eine Unterhaltung zu ziehen vermag. Da dieß meine Absicht war, so versagte ich mir selbst das Vergnügen, euch bey verschiedenen benachbarten

Familien einzuführen, deren Gesellschaft die Scene um uns her mehr hätte beleben können. Ich nahm mir also vor, daß dieser Besuch blos auf uns selbst sollte eingeschränkt seyn, und denke doch, daß diese Woche nicht unangenehm, noch fruchtlos für euch soll vorüber gegangen seyn.

„O gewiß nicht!" riefen beyde junge Leute. „Die Zeit vergieng nur zu schnell." „Nie," setzte Clärchen hinzu, „hätte ich geglaubt, daß man wissenschaftliche Kenntnisse sich mit so wenig Mühe erwerben könne: sonst wäre ich gewiß nicht so lange unwissend geblieben."

Mad. Mills. Betrüge dich nur nicht selbst, meine Liebe; Zeit, Anstrengung und Beharrlichkeit gehören allerdings dazu, wenn man es zu etwas Rechten bringen will: sonst wird bloß ein oberflächliches Ding daraus, das uns eitel und bey Andern verächtlich macht. Meine Absicht war bloß bey unsern Unterhaltungen während dieser Woche,

eine kleine Begierde für geistige Vergnügungen bey dir rege zu machen: nur mußt du diese durch anhaltenden Fleiß zu verfolgen suchen.

Clärchen. O liebste Tante, daß ich doch länger Ihres guten Raths und Unterrichts genießen könnte! Allein unser Vater sagt uns, daß wir morgen unausbleiblich nach der Stadt müssen.

Herr Clement. Ich habe immer gewünscht, daß ich in der Nähe von Dir, liebe Schwester, ein Haus zum Verkaufe finden möchte!

Clärchen und William. Ey, das wäre unvergleichlich!

Mad. Mills. Ich habe noch einen bessern Plan. Da uns Interesse und Zuneigungen so fest verbinden, was kann uns hindern, uns zu Einer Familie zu vereinen? Dieß große Herrnhaus hat Platz für Alle.

Herr Clement. Aber liebste Schwester, Du überlegst nicht ; ; ;

Mad. Mills. Ich weiß deine Bedenklichkeiten und kann sie leicht heben. Die Verbindlichkeit soll gegenseitig seyn. In dem Sommer sollt Ihr meine Gäste, und im Winter will ich der eurige in der Stadt seyn.

Herr Clement. Herrlich! Aber, liebe Schwester, da Du schon seit einigen Jahren hier von der Welt abgesondert gelebt hast, wirst Du Dir gefallen lassen, Dich wieder in sie zu mischen?

Mad. Mills. Ja, Bruder, was ich den Bitten einiger Freunde versagt habe, das glaube ich meinem Bruder und seinen Kindern schuldig zu seyn. Ich fühle, daß ich beyden nützlich seyn kann. Mein Herz erweitert sich in dem Gedanken, und ich bedenke mich nicht einen Augenblick den Weg zu verfolgen, der mir durch neue Pflichten angewiesen wird.

Herr Clement. Wie soll ich Dir meine Empfindungen über diesen Beweis Deiner Liebe genugsam ausdrücken — wie meine Dankbarkeit!

Mad. Mills. Es ist kein groses Verdienst bey der Ausübung solcher Pflichten, die unserer Neigung so sehr entsprechen, und unserm Herzen so wohl thun.

Clärchen. Also werden wir künftig wirklich nur Eine Familie ausmachen? Welch unerwartete Glückseligkeit!

William. Auch ich, Schwester, werde sie in Feyertagen mit Dir theilen.

Herr Clement. Ich bin ohnedieß Willens, dich ehstens aus der Schule zu nehmen, und dir einen würdigen Erzieher und Hauslehrer zu geben, mit dem ich schon größtentheils einverstanden bin.

William. (voller Freuden) O Sie sollen gewiß sehen, mein Vater, wie gelehrig und fleißig ich seyn will. O immer bey Ihnen, der guten Tante und meiner Schwester zu seyn — wie glücklich! —

So verfloß dieser Tag vollends unvermerkt dahin, und den Morgen darauf reiste Herr Clement mit seinen Kindern bey guter Zeit

ab. Es kostete ihnen bey der Hoffnung, sich nur auf kurze Zeit zu trennen, auch weniger Ueberwindung: und nach wenig Wochen, da die schönen Tage auf dem Lande zu Ende giengen, hatten sie das Vergnügen, Mad. Mills nach London abzuholen, das sie seit mehr als 12 Jahren nicht gesehen hatte. — Von dieser Zeit an waren ihre Familien immer vereiniget.

Clärchen, sehr wohl ihrer Fehler bewußt besserte sich, und ward ein liebenswürdiges, angenehmes und geschicktes Frauenzimmer; und Madam Mills, in der sie eine liebreiche Freundin und treue Rathgeberin fand, hatte die Freude, alle weibliche Vollkommenheiten in ihr vereinigt zu sehen. — Auch William ward durch den Unterricht eines vortrefflichen Hofmeisters, unter der sorgfältigen Anleitung seines Vaters, ein braver Mann und wahrer Gelehrter: und beyde Kinder wurden ihres Vaters und ihrer würdigen Base Freude und Ehre. Beyde sahen mit Wonne auf die

Woche zurück, die sie die Wichtigkeit der Zeit gelehrt und sie überzeugt hatte, daß sie nie besser angewandt werde, als durch Ausübung wahrer Tugend und das Bestreben sich nützliche Kenntnisse zu verschaffen.

Das Armband.

In einer schönen ländlichen Gegend ohnweit London, lebte Mistreß Villars, eine Frau von vielem Verstande, trefflichem Herzen, und einer richtigen Beurtheilungskraft, die sie zu dem eben so schweren, als wichtigen Geschäfte, der Bildung junger Personen vorzüglich geschickt machte. Diesem hatte sie sich denn auch gewidmet, und zwanzig junge Personen weiblichen Geschlechts waren ihrer Erziehung anvertrauet. In der That hätten sie auch an keinem Orte besser aufgehoben und glücklicher seyn können. Sie waren gut und heiter, und wetteiferten unter einander, ohne neidisch zu seyn: denn Frau Villars war unpartheyisch, gerecht, und ihr Lob und ihr Tadel wurden all-

zeit nach Verdienst ertheilt. Dieß fühlten ihre Zöglinge; freuten sich also des ersten mit Ueberzeugung, und unterwarfen sich dem letzten mit dem Bewußtseyn, daß sie ihn verdient hätten. Sie standen des Morgens mit frischer Heiterkeit auf, begierig, ihre verschiedenen Geschäfte zu unternehmen, kehrten des Abends mit eben so viel Freude zu ihren Vergnügungen zurück und begaben sich zufrieden mit sich selbst und mit Wohlgefallen für einander des Nachts zur Ruhe.

Nichts unterhielt unter ihnen den Geist des Wetteifers so sehr, als jährlich ein kleines Ehrengeschenk, das der Fleißigsten zu Theil ward. Der Preis für dieses Jahr war jeder von ihnen ganz besonders schätzbar; denn es war das Bildniß einer von ihnen allen höchstgeliebten Freundin, der Madame Villars, in einem kleinen Medaillon auf einem Armbande. Es war weder mit Perlen, noch Juwelen umfaßt, indessen für sie von unaussprechlichem Werthe.

Die beyden vorzüglichsten Kandidaten zu diesem Preise waren Cecilie und Leonore. Die Erste war die innige Freundin der Letzten: Leonore aber blos die Lieblingsgesellschafterin von Cecilien.

Cecilie war von einer thätigen, ehrgeizigen und unternehmenden Gemüthsart; hitziger in ihren Bestrebungen, als glücklich in ihren Wünschen. Leonore war ein zufriedner, nicht hochherziger und sanfter Charakter. So viel es erst Mühe kostete, sie in Thätigkeit zu setzen, so unermüdet war sie, so bald sie darein versetzt war. Leonore besaß einen edeln Stolz, Cecilie aber war eitel. Ihre Eitelkeit machte sie mehr von dem Beyfalle Anderer abhängig und ängstlicher zu gefallen, als Leonore, die noch über sich selbst herrschte: ihre Eitelkeit aber machte, daß sie leichter beleidigen konnte; kurz, Leonore suchte sorgfältig zu vermeiden was unrecht war, Cecilie ehrgeizig zu thun, was recht war, und wodurch sie zu glänzen hoffte. Cecilien liebten Wenige ihrer Ge=

spielinnen, Viele aber ließen sich von ihr leiten, denn es glückte ihr nicht selten; Viele liebten Leonoren, Keine ließ sich aber von ihr regieren, denn sie gab sich dazu zu wenig Mühe.

Den ersten May, Abends um 6 Uhr, ward die Glocke gelautet, wo die kleine Gesellschaft in einen Gartensaal sollte zusammengerufen werden, um über den Preis zu entscheiden. Eine Anzahl kleiner Tische wurden in einen Kreis in die Mitte gesetzt: Bänke für die jungen Mitwerberinnen, eine über die andere, in einen Halbzirkel, ein Paar Schritte von dem Tische: und die Stühle der Richterinnen, die einen andern Halbzirkel ausmachten, schlossen das Amphitheater. Jede brachte ihre Schreibbücher, Zeichnungen und andere Arbeiten, die sie auf den dazu angewiesenen Tisch hinlegten. Wie schwankten ihre letzten Schritte dahin! wie zitterten ihre Händchen bey diesen Beweisen ihrer Geschicklichkeit! Bis hieher hatte jede geglaubt, sie habe es vortrefflich gemacht und itzt fürchtete jede von der andern über-

troffen zu werden, und jedes Herz schlug zwischen Hoffnung und Furcht.

Ihre Arbeiten wurden geprüft und der Preis der glücklichen Cecilie zuerkannt. Frau Villars kam lächelnd mit dem Armband herbey. Cecilie stand hinter ihren Gespielinnen auf der höchsten Reihe, alle übrigen machten Platz, und sie war sogleich an Ort und Stelle. Frau Villars band es ihr um den Arm, küßte sie und sagte: „nun gehn Sie und freuen Sie Sich mit Ihren Freundinnen, denn der Ueberreſt des Tages ist ganz Ihre.

O Ihr, deren Herzen über einen glücklichen Fortgang frohlocken, seyd in dem Augenblicke eures Siegs bescheiden und bildet euch nicht zu viel ein, damit er dauerhaft seyn möge. Ihr könnt gut, aber immer noch besser, klug, aber doch schwach seyn.

So bald Cecilie das Armband hatte, sammelten sich alle um sie und verließen zugleich den Gartensaal. Cecilie war voller Muth und Eitelkeit, und lief in vollen Sprüngen die

Stufen hinab, die in den Garten giengen, so daß sie die kleine Luise über den Haufen rannte. Diese hatte einen porcellanen chinesischen Mandarin in der Hand, der ihr von ihrer Mutter erst ganz neuerlich war überschickt worden, und dieser brach in Stücken.

O mein Mandarin, schrie sie, mein Mandarin, und weinte. Die übrigen hinter Cecilien standen plötzlich stille; Luise setzte sich auf die niedrigste Stufe und sah die zerbrochenen Stücken an, kehrte sich um, und verbarg ihr Gesicht hinter ihre Hände, die sie auf die obere Stufe legte. Indem sie sich wandte, ließ sie den Rest ihrer Puppe fallen und der Kopf, den sie auf den Rumpf gesteckt hatte, sprang herunter und rollte unten im Sandgange hin. Cecilie wies hin und schlug ein großes Gelächter auf, und die übrigen Mädchen lachten mit. Ein andermal würden sie mit Luisen geweint haben: aber Cecilie war itzt glücklich gewesen, und man hält sich immer gern zu dem Siegreichen, wenn man auch der Gerechtigkeit dar-

über vergessen sollte. Leonore blieb sich indessen immer gleich. „Die arme Luise,“ sagte sie, indem sie erst diese, und dann Cecilien mit einer Miene des Vorwurfs ansah. Cecilie, halb sich schämend, halb unwillig, entfärbte sich, sprang auf, und sagte: „wer kann sich nun helfen; es war geschehen.“

„Aber man braucht deswegen doch nicht zu lachen?“

„Ich lachte nicht über Luisen; und endlich steht mir zu lachen frey; dadurch nütze und schade ich Niemandem.“

„Ich wenigstens,“ versetzte Leonore, „würde gewiß nicht gelacht haben.“

„Freylich nicht, weil Luise dein Schooskind ist. — Je nun, wenn's drauf ankömmt, so will ich ihr eine andre Puppe kaufen, wenn der alte Puppenkrämer kömmt. Kann sie mehr verlangen?“ Hier kehrte sie sich zu den Uebrigen. Diese gaben ihr recht. Cecilie sah Leonoren triumphirend an, lief fort und die andern ihr nach. Als sie ans Ende des Gartens kam,

sah sie sich um, ob ihr Leonore folgte. Diese aber blieb bey Luisen sitzen. Es verdroß ihr, und sie fragte die übrigen Mädchen nochmals: „Kann ich etwas mehr thun, als ihr einen andern Mandarin kaufen?“ und sie verneinten es und wünschten nunmehr ihre Spiele anzufangen.

Sie fiengen zehnerley an und hörten auch zehnmal wieder auf; nichts taugte Cecilien; sie war voller Mißmuth und wollte immer etwas anders. Kein Wunder, daß sie nichts mit ihrer gewöhnlichen Geschicklichkeit machte. Demungeachtet tadelte sie Alle. Eines war ihr zu schnell, das Andere zu langsam; Eines zu tölpisch, das Andere zu steif. Alles gieng schief, sie wurde immer bitterer, die andre Gesellschaft aber ihrer Laune endlich überdrüßig.

Der Triumph eines glücklichen Fortgangs ist immer nur von kurzer Dauer. Ceciliens Gespielinnen besannen sich endlich, daß, ob sie gleich eine Tulpe besser gestickt und eine Pfirsche

besser gemahlt habe, sie doch so gut, wie sie, spielen und sich bey einer heiterern Laune erhalten könnte. Sie schlossen sie also aus: sie lief voller Unmuth nach dem Hause und bey Leonoren vorbey, die ihr unterweges begegnete.

Leonore rief ihr zu: „Cecilie!“

„Was hast du? — Was willst du von mir?“ —

„Sind wir Freunde?“ —

„Das mußt du am besten wissen.“ —

„Ich hoffe es: Luise = = =“

„Ach! Laß mich nichts mehr von Luisen hören.“

„Auch nicht, daß du in Ansehung ihrer gefehlet hast? O Cecilie! ich habe eine bessere Meynung von dir gehabt.“

„Deine Meynung ist mir gleichgültig: denn du liebst mich doch nicht mehr.“

„Nein; sobald du ungerecht bist.“

„Ungerecht? — und wenn ich es wäre, so bist du nicht meine Gouvernante.“

„Nein; aber deine Freundin.“

„Ich brauche keiner solchen. Wird diese mit mir zanken, daß ich die kleine Luise unversehens über den Haufen gerannt — daß ich nicht gesehen habe, daß sie eine Puppe in der Hand gehabt, die zerbrochen ward — und was konnte ich thun, als ihr eine andere versprechen? — Ist das auch ungerecht?“

„O! du weißt nur zu gut, Cecilie“ —

„Ich weiß, daß dir Luise mehr werth ist, als ich: das ist die große Ungerechtigkeit!“

Leonore ernsthaft: „Und wenn sie es wäre, so würde es keine Ungerechtigkeit seyn, wenn sie es mehr verdienet.“

„Oho! Ich glaube, du vergleichst mich gar mit dem Mädchen?“

Leonore antwortete nicht, sondern wirklich beleidiget über ihrer Freundin Betragen, gieng sie zur übrigen Gesellschaft. Sie tanzten auf dem Rasen in einem Kreise; Leonore verbat es: sie drangen aber in sie, darzu zu singen. Sie that es — und alle schrien: es singt doch Niemand so angenehm, als Leonore, und Niemand tanzt so niedlich, als Luise.

Diese flog und Alles lebte und webte an ihr. Leonore blickte sie mit Thränen in den Augen an; Luise ward es gewahr, ließ die Hände ihrer Gespielinnen fahren, lief auf Leonoren zu und fragte, was ihr fehlte?

„Nichts," sagte sie, „das dich stören könnte: gehe, meine Liebe, und tanze fort."

Luise lief aber nach ihrem Gärtchen, nahm ihren Strohhut ab, den sie von innen mit frischen Erdbeerblättern belegte, und kniete vor das Erdbeerbeet hin, als Cecilie vorbey gieng. Diese hatte sich vorgenommen, mit Luisen zu zanken, theils, weil sie eifersüchtig auf sie war, theils weil sie ihr Unrecht gethan hatte: dieß aber hatte Luise schon vergessen.

„Was machst du hier, Kleine?" sagte Cecilie in einem unfreundlichen Tone, „du wirst doch nicht die Erdbeeren alle für dich behalten wollen."

„Ich weiß nicht."

„Eine seltsame Antwort! das mußt du doch wissen."

„Ich brauche es aber nicht zu sagen.“

„Nur nicht so schnippisch, Kind! Eine Frage ist ja wohl einer Antwort werth?“

„Nach dem die Frage ist. Wenn ich nun sage, ich weiß es nicht — doch, Cecilie, geh mir aus dem Lichte, du trittst mir ja alle meine Erdbeeren nieder!“

„Ich habe keine angerührt! Sieh nur, was du für ein kleines neidisches Ding bist! Gleich denkst du, ich bringe dich um eine Erdbeere.“

„Ah, ich verlange keine davon. Alle, die ich gepflückt habe, sollen für deine Freundin Leonoren — da siehst du, wie ungerecht du bist?“

„Ungerecht? Ha, dieß schöne Wort hast du gewiß von meiner Freundin Leonoren gelernt: sie ists ja aber itzt nicht mehr!“

„So? Nicht mehr? So bist du gewiß recht grämisch gegen sie gewesen!“

„Wie? was?“ schrie Cecilie und faßte sie bey dem Arme.

„Laß mich los!" schrie Luise, und wollte sich losreißen: „du kriegst keine Beere: denn du bist mir verhaßt."

„Ich dir verhaßt?" und hier riß sie Luisen den Hut aus der Hand und warf die Erdbeeren über die Hecke.

„Zu Hülfe!" schrie Luise, riß ihr den Hut wieder weg und lief aus allen Kräften fort —

„Was habe ich gethan!" sagte Cecilie, da sie sich ein wenig gefaßt hatte. „Luise! Luise!" rief sie, was sie konnte, ihr nach: aber umsonst! sie lief zu ihrer übrigen Gesellschaft.

Noch tanzten diese immer Hand in Hand fort, und Leonore saß in der Mitte und trallerte dazu.

„Halt! halt! und hört einmal!" schrie Luise, drang sich durch, lief auf Leonoren zu, warf ihren Hut vor ihr hin und schnappte nach Luft. „Voll war er — voll — ganz voll — von meinen Erdbeeren — den ersten, die ich in meinem Gärtchen gepflückt hatte — sie waren

alle für dich, Lorchen — und nun habe ich nicht eine einzige mehr — sie sind alle fort!" sagte sie und fiel Leonoren um den Hals.

„Fort! fort! wo denn hin?" schrieen alle um sie her.

„Cecilie! Cecilie!" sagte Leonore — „was hat Cecilie dabey zu thun?"

„Ja, sie war es" = = =

„Komm," sagte Leonore, die nicht gern ihre Freundin wollte beschämen lassen — „Komm, ich will dir andere Erdbeeren verschaffen."

„Ach! es war mir an Erdbeeren nichts gelegen; sondern blos um das Vergnügen, dir welche zu bringen."

Leonore wollte sie wegziehen: allein sie widerstand.

„Wie, Cecilie? die den Preis gewonnen hat — sie wird doch nicht" = = = lispelte jede der andern zu.

In dem Augenblicke rufte sie die Glocke zurück. „Dort steht sie," schrieen sie und wie-

sen auf einen Baum, wo Cecilie beschämt und allein stand. Es gieng aber keine zu ihr, und sie giengen seitwärts nach ihr schielend, gleich als ob sie sich vor ihr fürchteten. Leonore gieng voran und trug ihren Kopf höher, als gewöhnlich.

„Leonore!“ rief Cecilie schüchtern, als sie vorüber gieng.

„Ach Cecilie! wer würde geglaubt haben, daß du ein so böses Herz hättest?“

Cecilie kehrte sich auf die Seite und weinte.

„Nein, nein,“ schrie Luise, lief auf sie zu und schlug die Arme um sie. „Es thut ihr leid! — nicht wahr, Cecilie! Weine nicht mehr! Ich vergebe dir von ganzem Herzen und habe dich auch lieb, ob ich gleich, als ich vorhin böse auf dich war, das Gegentheil sagte.“

„O du gutes süßes Mädchen, wie sehr liebe ich dich!“ sagte Cecilie und küßte sie.

„Nun, so komm auch mit mir und trockne deine Augen: denn sie sehen so roth!“

„Geh nur, mein Kind: ich komme gleich nach.“

„So will ich einen Platz für dich neben mir aufheben: du mußt aber geschwind machen, du kömmst sonst, wann wir schon alle bey Tische sitzen, und dann werden dich alle ansehen. Halte dich ja nicht lange auf. —

Cecilie folgte Luisen mit ihren Augen, so lange sie sie sehen konnte. — „Und ist denn Luise, sagte sie zu sich selbst, die einzige, die stehen bleiben und Mitleid mit mir haben wollte? Frau Villars sagte zu mir, der Tag sollte ganz mein seyn: sie dachte gewiß nicht, daß er sich so übel endigen würde.“ Mit diesen Worten warf sie sich in das Gras und legte ihren Arm auf eine Erhöhung von Rasen, den sie vorhin in dem Stolze und der Freude ihres Herzens ihren Thron genannt hatte.

Eben kam Frau Villars, des schönen Abends zu genießen, und als sie bey dem Baume vorbey kam, wo Cecilie lag, fuhr sie zurück und jene stand auf.

„Wer ist da?“ fragte Frau Villars.

„Ich, Madam.“

„Wer ist ich?“

„Cecilie.“

„Nun, warum denn hier, meine Liebe, und nicht bey Ihren Gespielen? Dieß ist vielleicht für Sie einer Ihrer glücklichsten Tage.“

„Das wolle Gott nicht, versetzte Cecilie, die kaum ihre Thränen zurückhalten konnte.“

„Nun? Was hat's denn gegeben, meine Liebe?“ — Cecilie stockte.

„Sprechen Sie, gutes Kind; Sie wissen, daß, wenn ich als Freundin mit Ihnen rede, ich nie als Ihre Hofmeisterin strafe. Sagen Sie mir ohne Zurückhaltung, was vorgegangen ist?“

„Nein, Madam, ich fürchte mich weniger, als ich mich schäme. Sie fragten, warum ich nicht bey der übrigen Gesellschaft wäre?“

„Ganz recht.“

„Je nun; weil sie mich alle verließen und ; ; ;“

„Und? — weiter, meine Liebe!“

„Und ich sahe, daß ich ihnen allen mißfiel; und doch weiß ich nicht, warum? denn ich bemühe mich doch, ihnen allen gefällig zu seyn: meine Lehrer sind alle mit mir zufrieden und Sie selbst, Madam, haben mir diesen Morgen Ihren Beyfall durch dieß schöne Armband zu erkennen gegeben, und das wäre gewiß nicht geschehen, wenn ich es nicht verdiente.“

„Gewiß nicht. Sie verdienten es Ihres Fleißes — Ihrer Geschicklichkeit wegen. Der Preis war für die Fleißigste, nicht für die Liebenswürdigste.“

„Wenn er also für die Liebenswürdigste war, so hätte ich ihn nicht bekommen?“

Frau Villars, lächelnd: — Nun, was halten Sie selbst von sich? Sie können das am besten beurtheilen. — Ich kann allenfalls sagen, daß Sie das mit erforderlichem Fleiß ausführen, was Ihnen aufgegeben wird; thun, was ich verlange, und vermeiden, was ich ver-

biete. Ich weiß, daß ich mit Ihnen, als einer Schülerin, zufrieden bin; aber nicht, ob ich es seyn würde, wenn Sie meine Mitschülerin wären? Ich muß also über das urtheilen, was ich thun sollte, wenn ich sehe, was Andere unter denselbigen Umständen thun.

„O! liebste Madam! thun Sie das nicht! Alsdann würden Sie mich nicht lieben; und doch denke ich wieder, Sie werden mich lieben, weil ich bereit bin, Jedermann gefällig zu seyn und so gutherzig bin, als" = = =

„Cecilie; ich zweifle nicht, daß Sie gutherzig sind, aber nicht immer gutmüthig."

„Ich dächte, das wäre eins und dasselbe."

„Nein, ich mache da einen großen Unterschied. Sie sind gutherzig, Cecilie: denn Sie suchen Andere sich zuverbinden und ihren Mitschülerinnen Lob zu gewinnen und Tadel zu ersparen, ihnen Freude zu machen und ihre Schmerzen zu lindern: Leonore aber ist gutmüthig, denn sie kann ihre Schwachheiten er=

tragen und ihre eigenen zugestehn; ohne über Recht oder Unrecht zu streiten, giebt sie denjenigen oft nach, die Unrecht haben. Kurz, ihre Gemüthsart ist vollkommen gut, sie kann ertragen und nachgeben."

Cecilie seufzend: „ich wollte, daß ich es auch könnte!"

„Warum nicht?" versetzte Frau Villars: „aber nicht der Wunsch ist hinreichend, uns besser zu machen. Wenden Sie dieselbe Aeußerung Ihrer Kräfte, Anstrengung und Beharrlichkeit, die Ihnen heute den Preis verschaft haben, auf diesen Gegenstand, und Sie werden denselben guten Erfolg finden: vielleicht nicht gleich auf den ersten, zweyten und dritten Versuch: aber Sie werden endlich den Sieg erlangen. Jede neue Anstrengung wird die üblen Gewohnheiten schwächen und die guten stärken. Sie können nicht erwarten, daß es auf Einmal geht: denn angewöhnten Fertigkeiten muß man durch andere entgegen arbeiten. Unkraut läßt sich nie auf Einmal ausrotten: die

Wurzel keimt immer wieder aus, bis jene endlich selbst herausgezogen ist."

Hier nahm Frau Villars Cecilien bey der Hand, und sie traten den Heimweg an.

Ceciliens Charakter war von der Art, daß, wenn Etwas einen starken Eindruck auf ihre Einbildung gemacht hatte, sie keinen andern Gedanken zuließ. Die Hoffnung setzte ihren ganzen Geist in Bewegung, und bekam die Furcht die Oberhand, so war sie ganz darnieder. Ihre Eitelkeit war itzt so gesunken, als sie des Morgens in Lüften schwebte. Sie gieng mit Frau Villars in aller Stille fort, bis sie in den Gang einer Ulmenallee kamen. Hier stand sie jähling stille, sah Frau Villars starr an und sagte: „Nein, Madam, sagen Sie mir, ob ich ein schlechtes Herz habe?"

„Ein schlechtes Herz, wie kommen Sie auf den Gedanken?"

„Leonore sagte es zu mir, und ich fühlte mich äußerst beschämt."

„Aber, wie kann Leonore wissen, ob Sie ein gutes oder böses Herz haben? — Doch, fürs erste sagen Sie, was Sie unter dem Letztern verstehen?“

„Je nun; ich weiß eigentlich nicht, was sie damit meynte: vermuthlich aber ist es Etwas, das Jedermann haßt.“

„Und warum haßt man es?“

„Weil man es, wie ich glaube, für schädlich für sich hält und diejenigen, die böse Herzen haben, sich freuen Unheil zu stiften, und nie gern Jemandem Gutes zu thun, es müßte es denn ihr Eigennutz erfodern.“

„Ein böses Herz wird also wohl nichts anders seyn, als ein beständiger Hang, Andern zu schaden, und Böses zu thun um des Bösen willen?“

„Ja, Madam: doch das ist es noch nicht ganz: es muß noch sonst Etwas damit gemeynt seyn — Etwas, das ich nicht ausdrücken kann, weil ich es nicht recht verstehe: das mich aber um deswillen desto ängstlicher macht.“

„Gut, wir wollen also bey dem anfangen, was Sie verstehen. Sagen Sie mir, Cecilie; glauben Sie, daß man wirklich böse seyn könne, blos aus Liebe zum Bösen? — Kein Mensch wird auf Einmal böse: er fängt meistens damit an, weil er dabey einen gewissen Vortheil zu erhalten glaubt: und fährt er darinne fort, so muß er alles Gefühl von Schaam unterdrücken und die Liebe für Tugend verlieren. Aber, wie können Sie, Cecilie, da Sie ein so lebhaftes Gefühl von Schaam und ein so heißes Verlangen sich zu bessern besitzen, sich vorstellen, daß Sie ein böses Herz haben?"

„In der That, Madam, ist es mir niemals eingefallen, als bis mir es Jedermann gesagt hat und ich anfieng darüber zu erschrecken. Selbst heute diesen Abend, da ich sehr aufgebracht war, warf ich in der Hitze der kleinen Luise Erdbeeren weg; welches mich aber nachher sehr gereuet hat; und Leonore und Jede von der Gesellschaft sagte mir, daß ich ein schlechtes Herz habe: indessen weiß ich ge-

wiß, daß es blos aus Uebereilung und Leidenschaft geschah."

„Unfehlbar — Wenn Sie aber, wie Sie sagen, die Leidenschaft übereilt, so sehen Sie doch, daß Sie in Gefahr sind, Andern Leid zuzufügen: wenn die Andern sich selbst nicht aufgebracht fühlen, so stimmen sie auch nicht in ihren Empfindungen mit Ihnen überein: sie sehen nicht die Triebfeder, die Sie in Bewegung setzt; mithin schließen sie, daß sie ein böses Herz haben. — Ich bin aber vollkommen überzeugt, daß, wenn Ihre Leidenschaft vorbey ist und Sie sich wieder gefaßt haben, Sie das, was Sie gethan und gesagt haben, herzlich bereuen. — Nicht wahr?"

„O gewiß, es reuet mich von ganzem Herzen, Madam!"

„So lassen Sie sich diese Reue zu einer ernsten Besserung dienen, und prägen sich dieselbe so fest ein, als Sie hoffen, gut und glücklich zu werden, daß, wenn Sie sich bey jeder kleinen Veranlassung Ihrer Leidenschaft über-

lassen, der Zorn mit allen seinen Folgen sich Ihres Herzens ganz bemeistern, und in demselben Maaße Ihr Gefühl von Schaam sich so verlieren wird, daß das, was bey Ihnen anfänglich eine unwillkührliche Uebereilung war, endlich Gewohnheit und vorsetzliche Wahl werden wird, und dann würden Sie, nach Ihrer eignen Beschreibung, gewiß ein böses Herz haben."

„O Madam! das werde ich sicher nie haben!"

„Ich fürchte es auch nicht, Cecilie. Ich traue Ihnen im Gegentheil sehr gute Neigungen zu, und was Ihnen vorzüglich zu statten kömmt, ein thätiges Verlangen, besser zu werden. Zeigen Sie nur eben so viel Beharrlichkeit, als Sie Aufrichtigkeit haben, und ich zweifle nicht, daß Sie Alles werden können, was Sie nur wollen."

Hier heitrte sich Ceciliens Gesicht auf und sie flog die Stufen eben so muthig hinauf, als sie sie des Morgens herunter gesprungen war.

„Gute Nacht, Cecilie,“ sagte Madam Villars, indem sie über den Saal gieng.

„Gute Nacht, Madam,“ sagte Cecilie, lief die Treppe hinauf und gieng zu Bette. Sie konnte aber nicht schlafen und beschäftigte sich mit den Begebenheiten des Tages und mit Entschließungen für die Zukunft. Zu gleicher Zeit fiel ihr wohl ein, daß sie oft dergleichen gefaßt habe: aber ohne Erfolg. Sie wünschte sich daher eine wirksamere Triebfeder zu haben, und wußte, daß die Ehre den mächtigsten Reiz für sie gebe.

„Habe ich nicht, sagte sie zu sich selbst, den Preis des Fleißes bereits gewonnen, und kann ich nicht durch dasselbe Bestreben noch einen weit höhern Preis erlangen? — Madam Villars sagte, daß, wenn der Preis für die Liebenswürdigste wäre ausgesetzt gewesen, ich ihn nicht würde erhalten haben — vielleicht gestern nicht — vielleicht auch morgen nicht — aber deswegen niemals? Das will ich doch nicht glauben.“

Dem zufolge nahm sich Cecilie vor, sie wollte ihren Gefährtinnen den Vorschlag thun, daß sie auf den nächsten Monat den ersten Junius der Liebenswürdigsten einen Preis aussetzen wollten. Frau Villars gab ihr Beyfall und alle übrigen stimmten mit großen Freuden ein.

„Der Preis soll," sagten sie, „ein Armband von unsern eignen Haaren seyn." Sogleich wurden die Scheeren herbeygeholt und Jede gab dazu von sich eine Locke her. Sie bildeten die schönste Abstufung von Farben von dem prächtigsten Schwarz bis zu dem blondesten Weiß. Nun war die Frage, wer es flechten sollte?

Caroline bat darum, da sie sehr niedlich flechten konnte.

Cecilie war inzwischen überzeugt, daß sie es noch weit besser machen würde, und es würde gewiß darüber ein Streit entstanden seyn, wenn Cecilie, die wie ein Scharlach roth ward, sich nicht besonnen und nachgegeben hätte.

Sie gab also dießmal nach, freylich nicht mit der unerzwungenen Artigkeit; indessen doch so gut, als man es das Erstemal von ihr erwarten konnte: denn nur die Gewohnheit giebt Leichtigkeit; und ohne Leichtigkeit findet selbst bey moralischen Handlungen keine Grazie statt.

Das Armband ward also auf das sauberste von Carolinen geflochten, die Ränder mit Silberfäden eingefaßt und mit kleinen sibernen Buchstaben die Aufschrift hineingestickt: Der Liebenswürdigsten. So bald es fertig war, wollte es Jede an ihrem Arme versuchen: es ward mit silbernen Häckchen befestiget, und es ward groß genug für die ältern Mädchen, aber zu weit für die kleinern: diese beklagten sich also darüber und wollten, daß es abgeschnitten werden möchte, um ihnen gerecht zu seyn.

„Wie albern!" rief Cecilie, „Seht Ihr denn nicht ein, daß, wenn es eine von euch gewinnt, man die Heftel vor- oder rückwärts annehen kann, je nachdem eine stark oder schmächtig ist?

„Sehr wahr! Aber deswegen brauchst du uns nicht albern zu nennen!“

Durch solche übereilte und unbehutsame Ausdrücke beleidigte Cecilie oft. Eine kleine Verschiedenheit im Vortrage macht einen wesentlichen Unterschied in der Wirkung; und Cecilie verlor mehr Liebe durch ihre muthwillige Zunge, als sie durch ihre einzelnen wohlwollenden Handlungen gewinnen konnte.

Wie sie sich von diesem Fehler heilte und wer das Armband verdiente, wird sich bald zeigen.

Der erste Junius kam, und die jungen Kämpfer waren voller Erwartung. Leonore und Cecilie waren die vornehmsten Candidaten: denn ihr erster Streit war noch nicht völlig beygelegt, und ihre verschiedenen Ansprüche verzögerten alle Gedanken von Aussöhnung. Obgleich Cecilie vermögend war, ihre Fehler öffentlich vor allen ihren Gesellschafterinnen zu

gestehen, so konnte sie sich doch nicht insgeheim, gegen Leonoren zu einem demüthigenden Geständnisse herablassen. Leonore war ihr gleich; die übrigen unter ihr: und eine Demüthigung ist für eine eitle Seele weit leichter, wenn sie freywillig zu seyn scheint, als wo sie ein von der Gerechtigkeit und Aufrichtigkeit abgenöthigter Zoll ist. Dieß fühlte Cecilie zu gut, als daß sie Leonoren hätte um Verzeihung bitten oder sich darüber gegen sie erklären sollen, als bis sie noch einmal den Preis zu erlangen hoffte.

„Wenn ich diesen heute wieder gewinne, so will ich mich wieder um Leonorens Freundschaft bewerben. Sie wird mir dann mehr werth als das Armband seyn; und dann zu einer solchen Zeit und auf die Art ihr abgefodert, wird sie mir sie gewiß nicht versagen können.“ Von dieser Hoffnung eines doppelten Triumphs beseelt, gieng Cecilie mit der größten Thätigkeit zu Werke. Mit vieler Aufmerksamkeit und Anstrengung hatte sie schon un-

vieles ihre Heftigkeit zu unterdrücken gesucht und über manche üble Gewohnheit gesiegt. Sie bemühte sich, mehr durch ihre Gefälligkeit als durch ihre Geschicklichkeit sich auszuzeichnen: und wenn sie ihre Talente weniger glänzen ließ, so schien sie um so viel liebenswürdiger zu werden; einen so großen Einfluß auf unsre Sitten und unser Betragen haben die Gegenstände unsers Ehrgeitzes! Cecilie beeiferte sich mehr als jemals zu thun was recht ist; doch hatte sie es noch nicht zu einer hinlänglichen Frucht gebracht, das zu vermeiden, was Andere beleidigen kann. Dieß war ein eingewurzelter Fehler bey ihr, der sich zum Theil von ihrer ersten Erziehung herschrieb.

Ihre Mutter starb, als sie noch sehr jung war; und obgleich ihr Vater auf die beste und liebreichste Art ihre Stelle vertrat, so flößte er ihr doch unvermerkt einen Theil von dem unternehmenden unabhängigen Geiste ein, den er mit Recht dem Charakter ihres Bruders für angemessen hielt. Dieser Bruder war ei-

nige Jahre älter als sie, war aber immer der geliebte Gefährde ihrer Jugend gewesen. Die Lehren also, die ihm sein Vater einflößete und durch sein Beyspiel bestätigte, wurden auch Ceciliens Tugenden, und waren von der Art, daß sie mehr einen Mann, als ein Frauenzimmer schätzbar machten.

Sie war gelehrt worden, alle unwichtige Gegenstände und geringe Fehler für Kleinigkeiten zu achten, und ihre zu große Lebhaftigkeit verleitete sie beständig zu wesentlichern Fehlern: ihre bereitwillige Aufrichtigkeit, sie zu gestehen, machte, daß sie sich überredete, dieß sey eine hinreichende Genugthuung und Schadloshaltung.

Leonore hingegen, die von ihrer Mutter mehr auf eine, ihrem Geschlechte geziemende Art war erzogen worden, hatte mehr Weibliches in ihrem Charakter und in ihren Tugenden. Ihr Verstand war frühzeitig gebildet und ihr feines Gefühl zu einem regelmäßigen Betragen geführet worden. Man hatte sie zu

einem gewissen Zwange gewöhnt, dem ein Frauenzimmer sich oft im menschlichen Leben unterwerfen und damit frühzeitig bekannt werden muß. Eine gefällige Nachgiebigkeit war ihr also natürlich und gab ihr vielen Reitz und eine unwiderstehliche Anmuth.

Ungeachtet ihrer sanften Gemüthsart aber, war sie im Grunde unabhängiger als Cecilie. Sie verließ sich mehr auf ihr eignes Urtheil und ihr eigner Beyfall gab ihr mehr Vergnügen als fremder. Ob sie gleich nichts weniger, als unempfindlich gegen das Lob Anderer war, so ließ sie sich doch nicht eine unbestimmte Begierde nach Bewunderung irre führen. Ihr gleichförmiges liebreiches Wesen, ihr stets einstimmiger und gleichmüthiger Charakter zogen ihr die Hochachtung und duldsame Liebe aller ihrer Gespielinnen zu.

Ich verstehe darunter die Art von Zuneigung, die Alles mehr vermeidet was beleidigen kann, als ängstlich suchet, sie zu verbinden, eine solche, die mehr Gewohnheit voraussetzt,

als Gemüthsbewegung: für Cecilien aber fühlte sie mehr eine thätige Liebe, weil diese immer thätig war, ihr Liebe zu bezeigen.

Thätige Liebe entsteht freywillig, wenn man besondere Beweise von Wohlverhalten äußert, ohne an das vergangene Betragen und den allgemeinen Charakter zu denken; sie erstreckt sich oft über das persönliche Verdienst, und ist mehr mit einem Gefühle von Großmuth verbunden, als mit dem Gefühle von Gerechtigkeit.

Ohne zu bestimmen, welche Art von Liebe für Andere die schmeichelhafteste ist, können wir leicht entscheiden, welche für unser eigen Herz die angenehmste ist. Immer sind diese mehr für Großmuth, als für Gerechtigkeit; und wir gefallen uns mehr dabey, wenn wir unsere Liebe freywillig geben, als wenn wir sie für einen Zoll ansehn müssen, den wir nicht zurückhalten können. Obgleich Ceciliens Gespielinnen nichts von dieser Theorie wissen mochten, so übten sie sie doch in der That aus; denn sie

liebten sie über ihre Verdienste und mehr, als Leonoren.

Jede der jungen Richterinnen sollte ihre Wahlstimme durch eine rothe oder weiße Muschelschale zu erkennen geben, welche sie in ein dazu bereitetes Gefäße warfen. Ceciliens ihre Farbe war roth, Leonorens weiß. Den ganzen Morgen hatte man blos mit diesen Muscheln zu thun, und es ward von nichts, als von dem Erfolg dieses Abends geschwatzt. Cecilie folgte Leonorens Beyspiele, indem sie sichs zur Ehre machte, bey Keiner um ihre Stimme vor der Wahl zu buhlen.

Beyde saßen in Luisens Cabinet: denn diese hatte eben die Masern gehabt und beyde hatten sie fleißig gewartet, da keine andere bey ihr zugelassen wurde, weil diese allein schon diese Krankheit überstanden hatten. Beyde bezeigten ihr viel Aufmerksamkeit: Leonore aber, die sich nicht so lebhaft und geschäftig in den kleinen Dienstleistungen bewies, war bisweilen mit ihren Gedanken abwesend und nicht

immer so zur Hand, als Cecilie: diese hingegen machte mit ihrem dienstfertigen Eifer zu viel Geräusch, und wollte immer Luisen einen neuen Zeitvertreib, eine angenehme Unterhaltung verschaffen, ohne zu überlegen, daß man bey einer Unpäßlichkeit selten dazu aufgelegt ist.

Da sie des Morgens im Fenster saß und Luisen zu unterhalten suchte, hörte sie die Stimme des alten Tabletkrämers, der oft in dem Hause anfragte. Sie lief geschwind die Treppe herab und bat Madam Villars, daß sie ihn in den Saal rufen dürfte.

Frau Villars ließ sichs gefallen und Cecilie kündigte die Neuigkeit ihren Gespielinnen an: dann kam sie zurück in den Saal, und sah hier den Tabletkrämer seine Waare auspacken. „Hier, Miß, können Sie sich etwas Hübsches auslesen, Scheerenfutterale, Ringe, Döschen, Hemdeknöpfchen, Angehänge, u. s. w.“ und hier zog er ein Flimmer-Schubládchen nach dem andern aus seinem Waarenkasten heraus.

„O!" sagte Cecilie, „von den Dingen brauche ich nichts," ob sie gleich gern von dem und jenem etwas gehabt hätte. „Hat er nichts von Porcellanfiguren?"

„Wir wollen zusehen," versetzte er — „eine wird noch da seyn." — Hier zog er das unterste Schubládchen heraus.

„Ja gerade so eins — wie theuer?"

„Nicht mehr, als drey Schillinge."

Cecilie bezahlte ihn und wollte den Mandarin eben forttragen, als der Mann aus seinem großen Schubsack ein sauberes Mahagony-Schränkchen hervorzog.

„Was ist das?" rief Cecilie, voller Neugier.

„Eine Porcellanfigur, die ich da der alten Dame gegenüber versprochen habe, welche solche Dinge liebt."

„Nun laß Er doch sehen?"

Er zog sie heraus.

„Ey Himmel! Wie schön ist das!" rief sie voller Entzücken.

Es war eine Flora, mit Rosen bekränzt und mit einem Blumenkorbe in der Hand. Cecilie bewunderte sie, und dachte bey sich selbst: O! wenn ich das Luisen geben könnte! — „Ist es schon von der alten Dame besprochen?"

„Nein, Miß, sie hat es noch nicht gesehen, und wäre es, so wollte ich schon mit ihr fertig werden."

„Und was ist der Preis?"

„Ihnen, Miß, will ich es für eine halbe Guinee lassen."

Sie zog ihre Börse hervor, schüttete sie aus — ach! und es waren nicht mehr als sechs Schillinge drinne. „Wie leid thut es mir," rief sie, „dann ists nicht für mich. — Wo ist mein Mandarin? : : : Wo ist mein Mandarin? — ah, das häßliche Ding! es ist doch der, den ich zuvor hatte?"

„Derselbe, Miß." — Indem sie ihn mit Unwillen besah, bemerkte der Tabletkrämer, daß die Börse sehr schön mit eingeschnürten

Perlchen gestickt und silberne Knöpfchen und Ringelchen daran waren.

„Je nun," sagte er, „wenn Sie zu dem Stücke solche Lust haben, so geben Sie mir zu den sechs Schillingen noch das Beutelchen zu." Hier nahm er es an sich.

Nun war das Beutelchen ein Geschenk Leonorens. „Nein," sagte sie, wurde roth und riß es ihm aus der Hand.

„O Miß," versetzte er, „nehmen Sie es nicht für übel. Ich wollte Ihnen einen Gefallen thun. Ich bin mit meiner Flora nicht verlegen — es ist gar ein schönes Werk!" Er nahm sie also weg, packte sie zusammen, sackte seine Kiste wieder auf und that, als ob er abziehen wollte.

O! nur noch einen Augenblick! rief Cecilie, die einen großen Selbstkampf während seiner Rede gehabt hatte. „Luise würde eine gewaltige Freude über diese Flora gehabt haben, sagte sie bey sich selbst. Zudem würde

ein solches Geschenk statt des häßlichen Mandarin doch sehr edelmüthig seyn. Es fodert dieß sogar die allgemeine Gerechtigkeit. Ich habe es ihr versprochen, und sie erwartet es. Dieser Mandarin ist nicht einmal so gut, als der ihrige war: das Gold ist hier überall abgerieben. O ja, ich muß ihr die Flora kaufen — O! was sie da für eine Freude haben wird! Alle werden sie bewundern und sagen: das ist zehnmal besser als der Mandarin; und der wird auf immer vergessen seyn."

Indessen aber, als sie entscheiden wollte, dachte sie ein wenig nach und sagte zu sich selbst: Halt! Leonore gab mir diese Börse — und, ob wir uns gleich gezankt haben, so würde sie es doch vielleicht nicht gern sehen, wenn ich mich von ihr trennte, ob ich mir gleich nichts draus machte, wenn sie das Riechfläschchen, oder den Ring, den sie von mir erhalten h..., weggäbe: es wird also nichts zu bedeuten haben — er ist überdieß itzt mein, und ich kann mit dem Meinigen machen was ich will.

In diesem für Cecilien gefährlichen Augenblick, öffnete ein Theil ihrer Gesellschafterinnen die Thüre. Sie wußte, daß sie auch zu kaufen kamen, und fürchtete, daß sie von ihnen möchte überboten werden. Hier, sagte sie, indem sie geschwind die Börse in des Mannes Hand steckte, ohne sie weiter anzusehen: „da! nehm Er sie und gebe Er mir die Flora.“ Ihre Hand zitterte, ob sie sie gleich hastig an sich riß: sie lief damit fort, ohne zu thun, als ob sie ihre Gespielinnen gewahr würde.

Diejenigen, die in Versuchung kommen, etwas Unrechtes zu thun, in Hoffnung, sich künftig ein Vergnügen zu verschaffen, oder daß es verschwiegen und ungestraft bleiben werde, sollten nie vergessen, daß sie in ihrem Herzen einen Erinnerer haben, der ihnen den Genuß verbittern kann.

Vergebens lief Cecilie zu der übrigen Gesellschaft, um ihnen ihr Geschenk zu zeigen; in Hoffnung, daß sie ihr Beyfall beruhigen würde: vergebens sah sie ihre Flora aus einer

Hand in die andere gehen, und Jedes die Schönheit derselben, so wie die Großmuth der Geberin bewundern. Cecilie war mit sich selbst, mit ihnen und selbst mit ihrem Lobe unzufrieden; indessen erwartete sie von Luisens Dankbarkeit desto mehr Vergnügen und lief die Treppe hinauf nach ihrem Zimmer.

Mittlerweile kam Leonore in den Saal, um sich eine Haarnadel zu kaufen, indem sie die ihrige eben zerbrochen hatte. Der Tabletkrämer war gerade im Begriff, die Börse von Cecilien in den Schubsack zu stecken. Sie fiel ihr in die Augen: da sie aber nichts weniger als argwöhnisch war, so dachte sie gar nicht an die, die sie Cecilien gegeben hatte. „Ah," sagte sie, „ich habe gerade einmal so ein Börschen gehabt, wie er hier einstecken will, und das mir sehr lieb war. Kann Er mir es lassen?"

„Warum nicht?"

Sie wurden über den Handel einig. Leonore kaufte es, und wollte Luischen damit eine Freude machen.

Sie lief also in ihr Zimmer und fand sie noch im Bette, und bat um Vergebung, wenn sie sie aus der Ruhe gestört habe.

„O nein,“ versetzte diese, „ich hörte dich wohl kommen — was hast du denn hier in der Hand?“

„Ein Beutelchen — gefällt es dir? ich habe es für dich gekauft — es ist gerade, wie das, das ich Cecilien gegeben habe.“

„O ja; tausend Dank dafür! Es hat mir immer so wohl gefallen, und es sieht in der That jenem so ähnlich als ein Tropfen Wasser dem andern. — Laß einmal sehen!“ — Sie besah es und schrie: „Gewiß und wahrhaftig! das ist Cecilien ihre Börse! — Sieh einmal! hier ganz unten an dem silbernen Quästchen das große L!“

Leonore entfärbte sich. Sie konnte es nicht läugnen: behauptete aber immer noch, daß es deswegen nicht Ceciliens ihre seyn müsse: denn sie habe sie eben erst von dem Tabletkrämer gekauft.

„Das kann alles seyn," versetzte Luise: „aber ich erinnere mich gar wohl, daß ich das L. selbst hineingenäht habe, als Cecilie sie hatte liegen lassen. Sie schalt mich deswegen gar recht aus — geh nur und frage sie selbst, ob sie nicht etwa ihren Beutel verloren hat?"

Cecilie gerieth darüber in Nachdenken. Sie verglich damit verschiedene Umstände, die ihrer Aufmerksamkeit entgangen waren. Sie erinnerte sich, daß Cecilie bey ihr vorbeygelaufen war, da sie in den Saal kam, ohne Miene zu machen, als ob sie sie gesehen hätte, aber im Vorbeygehn roth geworden war. Es fiel ihr ein, daß sie der Tabletkrämer in die Tasche habe stecken wollen und nicht in einem Kistchen bey den andern Galanterieen habe liegen gehabt. — Leonore verglich dieß Alles zusammen und errieth so ziemlich die Wahrheit: denn, ob sie gleich ein volles Vertrauen hatte, so besaß sie doch auch zu viel Scharfsicht, um gerade blindlings Alles zu glauben. — In diesem Augenblicke hörte sie Jemanden die

Treppe herauf kommen und an den geschwinden Sprüngen hörte sie, daß es Cecilie seyn müßte. „Luise," sagte sie, „thu mir den Gefallen, und lasse dich nichts von der Börse gegen Cecilien merken."

„Nun warum nicht? sie hat sie unfehlbar verloren." —

„Ich habe meine Ursachen — du mußt durchaus davon nichts sagen."

„Gut; ich will also schweigen."

Cecilie öffnete die Thüre, trat lächelnd herein, einer guten Aufnahme gewiß, nahm ihre Flora aus dem Kästchen und setzte sie auf eine Kommode, Luisens Bette gegenüber. „Himmel! wie schön!" rief diese, und sezte sich auf.

„Und weißt du, für wen sie ist," sagte Cecilie.

„Gewiß für mich," versezte das aufrichtige Mädchen.

„Ja wohl, für Niemand anders; hebe wir sie zum Andenken auf! Du weißt, daß ich dir deinen Mandarin zerbrochen habe.“

„Aber diese Figur ist ja weit schöner und größer als jener?“

„Das weiß ich wohl, und sie soll es auch seyn. Wenn ich dir blos einen Mandarin gegeben hätte, so hätte ich nichts gethan, als was ich zu thun schuldig war.“

„Und auch das war mehr als zu viel! — Ey, was für ein herrlicher Rosenkranz! und dann der prächtige Blumenkorb! — O liebe Cecilie, wie sehr bin ich dir verbunden! Aber, wahrhaftig! für den Mandarin kann ich es unmöglich annehmen — über dieses war es ja nicht mit Vorsatz, und itzt wäre der Mandarin lange in Stücken. Gieb mir einen ganzen wieder, und ich will ihn so gut aufheben, als Lorchen, deine Geld = = =“

Sie stockte und ward roth — die Flora hatte ihr Alles aus den Gedanken gebracht, was vorher war geredet worden; doch Leonore

gab ihr einen Blick, der sie zum Schweigen brachte und gieng fort.

Cecilie war so von ihrer Eitelkeit hingerissen, daß sie weder Leonorens Wink, noch Luisens Verlegenheit wahrnahm: sondern ihr Geschenk von allen Seiten zeigte, und es bald da, bald dorthin setzte, endlich es in das Futteral steckte und mit scheinbarer Sorglosigkeit aufs Bette legte — „Gott sey bey dir,“ sagte sie zu ihr, lief zu ihr und küßte sie: „ich werde bald wieder zu dir kommen“ — und damit lief sie fort.

Doch, so bald sich ihre Gemüthsgährung ein wenig gesetzt hatte, so erhub sich in ihrer Seele die Schaam, worein sich mancherley andere Empfindungen mischten: „Wie!“ sagte sie zu sich selbst: „ist es möglich, daß ich etwas verkaufen kann, was ich zu behalten, heilig versprochen habe; — was mir Leonore gab? — und ich habe es verborgen, und mache große Parade von meiner Freygebigkeit? O was

würde Leonore — was Luise von mir denken, wenn sie Alles wüßten!“

Gedemüthigt und beunruhigt von diesem Gedanken, fieng sie nun an, sich nach einem tröstlichern umzusehen und ihr Betragen mit dem von Andern ihres Alters zu vergleichen, und da sie endlich auf eine Vergleichung mit ihres Bruder Georgens Beyspiel kam, als dem Gespielen, dem sie von ihrer Kindheit an nachzuahmen gewohnt gewesen war, erinnerte sie sich einer ähnlichen Geschichte, die ihm einstens wiederfahren, und wo er sich nicht allein mit Schonung, sondern selbst mit Ehren durch ein unerschrocknes Geständniß seines Fehlers herausgezogen hatte. Ihres Vaters Worte zu ihrem Bruder bey dieser Gelegenheit, waren ihr noch in frischem Andenken. — „Komm her, George,“ sagte er, und streckte seine Hand gegen ihn aus, „du bist ein edler, braver Junge: diejenigen, die ihre Fehler freymüthig gestehen, werden große und gute Männer.“

Dieß waren seine Worte. Aber Cecilie, indem sie sich dieselben wiederholte, vergaß den Nachdruck, oder emphatischen Ton auf das Wort Männer zu legen, welches einen Unterschied in Rücksicht auf das andere Geschlecht würde gemacht haben. Indessen glaubte sie es auf beyde Geschlechter beziehen zu können, und schmeichelte sich, daß sie ihren Bruder noch an Verdienst übertreffen wolle, wenn sie einen Fehler gestände, der um so viel schwerer zu gestehen wäre. „Es ist wahr,“ sagte sie; doch machte sie sich selbst den Einwurf, „wie kann ich ihn gestehen? — Diesen Abend, binnen wenig Stunden, soll der Preis entschieden werden. Leonore oder ich werden ihn gewinnen. Ich habe itzt so viel Recht, als Leonore — vielleicht noch mehr, und soll ich deswegen alle meine Hoffnungen aufgeben? — Alles, wofür ich den vergangenen Monat gearbeitet habe? Das ist mir unmöglich! — Wär' es für Morgen, oder Gestern oder Heute, so würde ich mich nicht Einen Augenblick be-

denken: aber ich bin itzt des Preises so gewiß — und gewinne ich ihn — o dann will ich Alles — ja, ich glaube gewiß, Alles erzählen: ja, dazu bin ich fest entschlossen."

Hier rief sie die Glocke zum Mittagsmahle. Leonore saß ihr gegen über und sie wunderte sich nicht wenig, Cecilien so heiter und unverlegen zu sehen. „Ganz sicher," sagte Leonore, „wenn das so ist, wie ich vermuthe, so würde sie keine solche Miene annehmen können." Aber Leonore kannte die Ursache ihrer Heiterkeit nicht: Cecilie war niemals mehr in Lüften oder bey besserer Laune, als wenn sie sich zu einer Aufopferung entschlossen hatte, oder Etwas gewähren konnte.

„Soll nicht dieser Abend der Liebenswürdigsten gewidmet seyn? Wer wird — wer kann dieses seyn? Aller Augen waren zuerst auf Cecilien und dann auf Leonoren gewandt. Cecilie lächelte und Leonore erröthete. — „Ich sehe," sagte Mistreß Villars, „daß es noch nicht entschieden ist?" und plötzlich sprang sie

auf, und gieng die Treppe unter einem verwirrten Gemurmel hinauf.

Ceciliens Stimme ward über Alle weggehört. „Wie kann sie so muthig seyn," sagte Leonore zu sich selbst. O Cecilie! es war eine Zeit, wo du mich nicht so gleichgültig behandeltest! — als wir immer beysammen, Freunde und Vertraute waren — einerley Wünsche, Geschmack und Vergnügen hatten! Sicher liebte sie mich sonst! Itzt hat sich Alles verändert — sogar meine Börse hat sie verkauft, und sie möchte lieber ein Haar-Armband von Mädchen gewinnen, die sie sonst eben nicht über Leonoren wegsetzte, als meine Liebe, Freundschaft und Hochachtung für ihr ganzes Leben gewinnen; — ja für ihr ganzes Leben: denn das weiß ich, daß sie immer liebenswürdig seyn wird. O daß doch nie an das Armband wäre gedacht worden, oder ich gewiß wüßte, daß sie es gewönne! denn ich wünsche es mir nicht einmal, und es wäre mir zehnmal lieber, wir wären wieder Freunde, wie vorher, als aller

Ruhm in der Welt. — Und wie kann Cecilie gefallen, wenn sie beständig zu gefallen strebt! — wie aufrichtig seyn! — wie sich selbst immer mehr bessern? — Doch ich will gerecht seyn, ob sie mich gleich beleidiget hat. — Sie hat seit einem Monat große Fortschritte gemacht. Sollte ich um eines Fehlers willen — und zumal gegen mich, selbst alle ihre Verdienste vergessen?

Indem Leonore dieß sagte, hörte sie die Stimmen ihrer Gefährdinnen, die sie in der Gallerie verlassen hatte: sie klopfte also sanft an Luisens Thüre. — „Herein!" rief diese, „ich schlafe nicht. O!" sagte sie, indem sie sich mit der Flora in der Hand empor setzte, „ich bin so froh, daß du kömmst, Lorchen. Ueber das Lärmen, das ich euch lange habe machen hören, glaube ich, habt Ihr gar das Armband vergessen."

Es ist ja wahr — heute auf den Abend —

„Gut, hier ist meine weiße Muschel für dich. Ich habe sie seit vierzehn Tagen mit

mir umher getragen; und ob mir gleich Cecilie diese Flora gegeben, so habe ich dich doch lieber, als sie."

„Ich danke dir, Luise," versetzte sie liebreich, „ich nehme sie an, und werde sie lebenslang dir zum Andenken aufheben: doch hier ist eine rothe; und, wenn du mir einen Beweis deiner Liebe geben willst, so gieb diese Cecilien. Ich weiß, daß sie vorzüglich deine Stimme wünscht, und sie verdient sie."

„Sehr gern; wenn ich nur beyden wählen könnte. — Aber ich kann ja nur die wählen, der ich am meisten wohl will."

„Wenn ich diese bin, meine liebe Luise, so ist es mir sehr erfreulich: denn ich wünsche mir von dir geliebt zu werden: aber ich bin schon zufrieden, wenn ich das insgeheim weiß. Es würde mir nicht mehr Vergnügen machen, wenn du es mir öffentlich, oder vor allen meinen Mitschülerinnen erklärtest, zumal da es die arme Cecilie sehr niederschlagen würde."

Aber, warum sollte sie das? „Sie mißfällt mir eben, weil sie auf dich neidisch seyn kann.“

„Nein, denke das nicht von Cecilien: sie ist nicht neidisch, und will blos vor Andern glänzen und gefallen, weil sie mehr Lebhaftigkeit und vielleicht mehr Ehrgeiz hat, und es würde sie sehr kränken, wenn sie einen Preis verlieren sollte, den sie selbst in Vorschlag gebracht hat. Es hat ihr den ganzen Monat über im Kopfe gelegen, und ich weiß, daß es ihr viel Mühe kostet.

„Aber, Lorchen, warum wolltest Du ihn verlieren?“

„In der That, meine Liebe, für mich würde es kein großer Verlust seyn. Und wäre er es, so wollte ich ihn für Cecilien gern ertragen. — Denn, ob wir gleich keine so guten Freunde, wie sonst, zu seyn scheinen; so liebe ich sie doch, und sie wird mich wieder lieben — ja sie wird es, ganz gewiß! Wenn sie mich nicht mehr als eine Nebenbuhlerin fürch-

ten darf, so wird sie mich als eine Freundin lieben."

Hier hörte Leonore ihre Gespielinnen längst der Gallerie hergelaufen kommen. Alle klopften hastig an die Thüre und schrien: „Leonore! Leonore! wo bleibst Du denn? Cecilie wartet schon seit einer halben Stunde auf Dich."

Leonore lächelte: „Nun wohl, Luise," sagte sie, „Du versprichst mir also : : :"

„O!" fiel die kleine Luise ein, „nach dem Tone, wie sie zu dir sprechen, geben sie dir gewiß nicht den Preis," und die Thränen traten ihr in die Augen.

„Dem ungeachtet haben sie mich doch alle lieb; und was den Preis anbetrift, so weißt du, wem ich ihn gönne."

„Lorchen! Lorchen!" rufsten die ungeduldigen Mädchen aufs neue. „Hörst du uns denn nicht, oder willst du uns nicht hören?"

„Ach!" sagte eine von ihnen, „wir wollen unserer Wege gehen: sie bekümmert sich viel darum."

„O geh' nur, geh'!" schrie Luise: „sie werden sonst böse — ich will ja, ich verspreche dirs."

„Nun — gewiß also?" — und hiermit verließ sie das Zimmer. Diese ganze Zeit über war Luise mit der übrigen Gesellschaft im Garten. Der Ehrgeiz, der sie getrieben hatte, den ersten Preis der höhern Geschicklichkeit und des größern Fleißes zu gewinnen, war nichts gegen die Begierde, mit der sie nach diesem Zeugnisse der Liebe und des Beyfalls ihrer Gesellschafter und Mitschülerinnen strebte.

Um ihre übertriebne Thätigkeit in Bewegung zu setzen, hatte sie Zweige von Jelänger Jelieber, Rosen und Jasmie zusammen geschleppt, um die Laube auszuputzen, wo ihr Loos sollte entschieden werden. Es war sehr heiß: sie war aber so unermüdet beschäftiget, daß sie an nichts dachte. Endlich stand sie

still, um ihrer Hände Werk zu bewundern. Ihre Gesellschaft vereinigte sich zu einem lauten Beyfall. Sie waren nicht wenig für sie wegen des Eifers eingenommen, womit sie nach dem Preise rang, und wegen der Begierde, Jede von ihnen für sich einzunehmen. Endlich rief eine: „wo ist Leonore?" — und sogleich, wie wir vorher gesehen haben, lief man nach ihr.

Cecilie war indessen allein zurück geblieben; abgeäschert von der Hitze und ihrem Umhertreiben, konnte sie sich kaum fortschleppen. Jeder Augenblick verlängerte sich zu Stunden: sie war voller Erwartung, und ihr Muth, ja so gar ihre Hoffnung fing an zu sinken; und diese ist die größte Herzstärkung, wenn der Geist soll aufrecht erhalten werden. „Die Stunde kommt nun," sagte Cecilie, „und in wenig Minuten muß alles entschieden seyn — in wenig Minuten? wie viel habe ich auf das Spiel gesetzt! Wenn ich nicht gewinnen sollte, wie werde ich gestehen können, was ich gethan

habe? wie werde ich Leonoren um Vergebung bitten können? Ich, die ich hoffte, ihr die Wiederherstellung meiner Freundschaft, als ein Ehrengeschenk anzurechnen? — Sie holen sie itzt, und so bald sie sie sehen, werde ich vergessen seyn — was soll — was werde ich thun?" sagte sie, und hielt die Hand vor die Augen.

So war ihre Lage beschaffen, als Leonore, unter Begleitung der übrigen die Gartensaalthüre öffnete. Die meisten rannten auf Cecilien zu. Als Leonore in die Laube kam, reichte sie Cecilien die Hand und sagte: „Ich hoffe, wir sind Freunde und nicht Nebenbuhlerinnen?" Cecilie klopfte ihr in die Hand, war aber in zu großer Bewegung, als daß sie sprechen konnte.

Der Tisch ward nun aufgestellt und das Gefäß in die Mitte gesetzt. Gut! rief Cecilie hastig, wer fängt nun an? Caroline, eine ihrer Freundinnen, trat zuerst hinzu, und die übrigen folgten. — Cecilie war in einer unbegreiflichen

Unruhe. — Nun waren alle drinnen. — „Zähle sie, Caroline!"

Eins, zwey, drey, vier — die Nummern sind beyde gleich.

Es folgte ein tiefes Schweigen.

„Nein, sie sind es nicht," rief Cecilie, drängte sich hinzu und warf ihre Marke hinein. „Es fehlte noch die meinige, und ich gebe sie Leonoren." Letztere riß hierauf das Armband an sich und sagte: „Da Cecilie, es ist deine, nimm es und gieb mir deine Freundschaft zurück." Die ganze Gesellschaft klatschte in die Hände und wünschte ihr Glück.

„Du verdienst es, Cecilie," sagte Leonore; „und liebst du mich denn noch, wie sonst?"

„O Leonore! stille! stille! lobe mich nicht so sehr! ich habe es nicht verdient," rief sie, und kehrte sich zu ihren klatschenden Gefährtinnen — „bald werdet Ihr mich verachten — O Leonore! nie wirst du mir vergeben können! — ich habe dich hintergangen — dein Geschenke verkauft" —

Hier trat Madam Villars herein — man machte ihr Platz — sie war von Allem unterrichtet — hatte von ferne zugehört — zugesehen —

„Ich lobe Ihre Grosmuth, Cecilie," sagte sie; „doch hier wird sie Ihnen nichts helfen. — Es steht nicht bey Ihnen, Leonoren den Preis zu geben — er gehört Ihnen. Ich habe noch eine andere Stimme für Sie — Sie haben Luisen vergessen."

„Luisen! Aber gewiß, Madam, hat Luise Leonoren lieber, als mich!"

„Sie hat mir indessen aufgetragen," sagte Madam Villars, „Ihnen eine rothe Muschelschale zu geben; und Sie werden sie in dieser Börse finden."

Cecilie fuhr zusammen und wurde leichenblaß — es war die unglückliche Börse.

Madam Villars zog nun auch das andere Kistchen hervor, öffnete es, und es enthielt die Flora. — „Luise hat mir ebenfalls aufgetragen," sagte sie, „Ihnen diese wiederzugeben."

Sie überreichte sie hier Cecilien — diese zitterte so, daß sie sie nicht halten konnte und Leonore zugreifen mußte.

„Ach Madam! ach Leonore!“ rief Cecilie, „nun ist mir keine Hoffnung übrig geblieben. Ich war Willens, eben zu gestehen = = =“

„Liebe Cecilie,“ sagte Leonore, „du brauchst mir nichts zu sagen — ich weiß schon Alles und vergebe dir von ganzem Herzen.“

„Das kann ich Ihnen selbst beweisen,“ sagte Frau Villars, „daß sie das gethan hat. Sie ists, die Ihnen den Preis gegeben — sie, die Ihnen Luisens Stimme erbeten hat. Ich besuchte sie vor einem Weilchen und bemerkte an ihrer Miene, daß ihr Etwas auf dem Herzen lag: ich drang also so lang in sie, bis sie mirs sagte.“

„Je nun,“ sagte sie, Leonore hat mir das Versprechen abgezwungen, Cecilien meine Muschelschale zu geben, ob ich ihr gleich nicht halb so gut, als Leonoren bin: überdieß möchte sie mich auch für so eigennützig halten und

willen, kann ich Ihre übrigen Tugenden nicht vergessen. Dieß werden auch Ihre übrigen Gespielinnen nicht thun."

„Und gewiß auch ich nicht, deine beste Freundin," sagte Leonore und umarmte sie.

„O Leonore, wie sehr liebe ich dich! und wie sehr wünsche ich dir ähnlich zu werden!" rief Cecilie, — „eben so gut als großmüthig!"

„Wünschen Sie vielmehr," fiel Madam Villars ein, „eben so gerecht, so strenge ehrliebend, und so unveränderlich immer sich selbst gleich zu werden!"

Viele von unserm Geschlechte sind großer Anstrengungen fähig, wenn es Aufopferungen der Tugend oder der Freundschaft betrift: aber wenige behandeln ihre Freundinnen mit einer sanften Gleichmüthigkeit, oder betragen sich, in einer beständigen Uebereinstimmung mit sich selbst, klug und gut.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Barbauld, Anna Letitia, 1743-1825

Das geöffnete Schreibepult zum Unterrichte und Vergnügen junger Personen
Aus dem Englischen übersetzt ; Mit Kupfern

Bd.: 5

Leipzig 1799

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.445(2#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301591-7
VD18 80195091-001